

ihrem Untersuchungsgegenstand von Beginn an auf eine Differenzierung zwischen einem „Innen“, also der Soziologie, und einem „Außen“, der Gesellschaft, abzielt. Diese Grenzmarkierung hat sich seit den Anfängen der Disziplin in Hinblick auf die Etablierung einer kognitiven, historischen wie auch sozialen Identität auf das Vorbild des bestehenden, bereits vororganisierten kognitiven Feldes bezogen, in das sie sich einzuordnen hatte. Sie ist deshalb in ihrer Semantik stets darauf bedacht gewesen, ihren Gegenstand zu externalisieren und so mit ihrer Doppelstruktur umzugehen.

Die Erkenntnisse, die wir aus der historischen Kontextualisierung gewonnen haben, erlauben uns jedoch nicht, das Grenzproblem zu soziologisieren und als ein konkretes Handlungsproblem für Wissenschaftler(innen) zu konzeptualisieren. Zudem verfügen wir über kein adäquates soziologisches Vokabular, um dieses Handlungsproblem zu operationalisieren. Vielmehr geschehen die beschriebenen Selbstreflexionen der Soziologie auf wissenschaftstheoretischer und wissenschaftsphilosophischer Ebene (Habermas, 1963; Habermas, 1982; Habermas, 1986; Topitsch, 1965; Ritsert, 2009; Schurz et al., 2013; Kieserling, 2004). Im Folgenden wird die Doppelstruktur der Soziologie deshalb dadurch soziologisch kontextualisiert, dass das soziologische Vokabular in Hinblick auf eine Konzeptualisierung und Operationalisierung von Grenzen ausgelotet wird.

2.2 EINE SOZIOLOGISCHE KONTEXTUALISIERUNG

Im Zuge dieses Kapitels sollen zwei relevante Fragen beantwortet werden: Wie und mit welchen Begriffen kann die Soziologie sich im Sinne einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie selbst reflektieren? Was ist ein geeignetes Instrumentarium, um sich – als Soziologin oder Soziologe – dieser Reflexion zu stellen? Wir haben bereits im vorhergehenden Kapitel gesehen, dass die Konstruktion von Grenzen zwischen einem „Innen“ und einem „Außen“ für den Umgang der Soziologie mit ihrer Doppelstruktur besonders wichtig ist. Vor diesem Hintergrund bieten sich deshalb zwei Perspektiven für die Analyse der Soziologie an:

Naheliegend ist zunächst der Blick von innen, also der Blick der Soziologie auf die Soziologie. Aus der Perspektive der Systemtheorie werden die Grenzen zwischen Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand aus der Soziologie selbst heraus produziert. Eine zweite Betrachtungsweise ist, mithilfe der Science and Technology Studies von außen auf die Soziologie zu blicken. Allen voran ist in diesem Zusammenhang Gieryn (1983; 1995; 1999) mit seinem Konzept der boundary work zu nennen. Grenzen werden demnach nicht aus der Soziologie

selbst heraus produziert, sondern in den Grenzregionen. Sie dienen letztlich der Sicherung wissenschaftlicher Autorität. Die beiden Zugänge eint, dass sie die Form der Grenzarbeit über Sprache operationalisieren – im Fall der Systemtheorie über Semantik, im Fall Gieryns über Rhetorik. Die Grenzen sind also zunächst symbolischer Art und manifestieren sich erst dann in sozialen Grenzen.¹⁷

Im Folgenden werden die oben aufgezeigten Ansätze vertieft. Sie bieten einerseits eine Perspektive auf Grenzen in der Soziologie aus der Soziologie heraus an und andererseits eine Perspektive auf Grenzziehungen, die der Soziologie nicht zwingend inhärent ist. Zunächst wird daher der Aspekt der Grenzziehung in der Systemtheorie fokussiert und auf die soziologischen Begrifflichkeiten hin sondiert, die die Systemtheorie im Allgemeinen und bezogen auf die Soziologie im Besonderen anbietet. Danach richtet sich der Blick auf die Science and Technology Studies, die sich der Untersuchung von Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft aus einer anderen epistemologischen Perspektive widmen und ebenso wertvolle Hinweise für die Untersuchung semantischer Grenzziehungen zwischen Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand anbieten. Obwohl die Science and Technology Studies als interdisziplinäres Feld zu begreifen sind, werden sie hier soziologisch kontextualisiert. Der Grund dafür ist, dass sie ihre Wurzeln in der konstruktivistischen Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann (1991[1966]) haben. Das macht sie nicht nur anschlussfähig für eine soziologische Perspektive. Aus dieser Perspektivierung lässt sich zudem ein sozialkonstruktivistischer Zugang einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie entwickeln.

2.2.1 Perspektivierung eins: Die Systemtheorie

Die Rolle von Grenzen in der Systemtheorie

Die Systemtheorie macht drei Angebote, die für die Untersuchung von Grenzen zwischen Soziologie und Praxis geeignet sind: System, Semantik und Selbstbeschreibung. Zentral ist hier zunächst der Systembegriff. Systeme entstehen durch Grenzziehung. Diese Grenzen ergeben sich aus einer Differenz zwischen System und Umwelt:

„Die Systembildung erfolgt durch Stabilisierung einer Grenze zwischen System und Umwelt, innerhalb derer eine höherwertige Ordnung mit weniger Möglichkeiten (also mit reduzierter Komplexität) invariant gehalten werden kann.“ (Luhmann, 1991c, S. 76)

17 Siehe zum Zusammenhang zwischen symbolischen und sozialen Grenzen auch Lamont et al., (2002).

Da nicht alle denkbaren Zustände oder Ereignisse in einem System auftreten können, müssen soziale Systeme die Komplexität reduzieren. Sonst ist es – wie aus Luhmanns Aussage hervorgeht – nicht möglich, die Grenze zwischen System und Umwelt zu stabilisieren. Denn erst die innere Ordnung eines Systems erlaubt es, einen Zustand herzustellen, auf dessen Basis ein System operieren kann. Deshalb müssen Systeme auch eine innere Komplexität aufweisen, um überhaupt in der Lage zu sein, die Komplexität ihrer Umwelt zu reduzieren. Ebenso brauchen sie ein gewisses Maß an Eigenkomplexität, um das System unter sich ändernden Umweltbedingungen aufrechtzuerhalten. Dennoch kann jedes Sozialsystem – je nach innerer Komplexität – nur einen bestimmten Ausschnitt der Welt unter seinen Bedingungen der Komplexitätsreduktion wahrnehmen (Kneer et al., 1993, S. 41 ff.).

Für Luhmann hatte die Frage der Komplexitätsreduktion einen besonderen Stellenwert. Denn auch in seiner eigenen Theorie geht es um die „Erweiterung des menschlichen Vermögens, die Komplexität der Welt zu erfassen und zu reduzieren“ (Luhmann, 1991c, S. 67). So erinnert Luhmanns Anspruch an das von David Bloor geforderte Reflexivitätspostulat der Wissenschaftsforschung:¹⁸ Alle dort formulierten Theorien sollten prinzipiell auf sich selbst anwendbar sein (Bloor, 1991[1976]). Ähnlich verhält es sich mit Luhmanns Anspruch der Formulierung einer universalistischen Theorie: Prinzipiell muss sie auch sich selbst erklären können (Kneer et al., 1993). Dieses Theorieprogramm setzt Luhmann mit dem Begriff der soziologischen Aufklärung gleich (Kneer et al., 1993). Mit dieser Vorstellung distanziert er sich deutlich von anderen Vorstellungen soziologischer Aufklärung, beispielsweise nach Mannheim, Dahrendorf oder Schelsky (Luhmann, 1991c). In Luhmanns Konzeption des Begriffs soziologischer Aufklärung werden sein Prinzip und auch sein Anliegen deutlich: die Formulierung eines nicht-normativen Begriffs soziologischer Aufklärung, die sich in eine Formulierung eines nicht-normativen Begriffs des Sozialen einreicht. Soziale Systeme zeichnen sich demnach – und das im Gegensatz zu anderen soziologischen Theorien – nicht durch ein geteiltes Muster gemeinsamer Normen und Werte aus. Ein nicht-normativer Begriff des Sozialen ist darin begründet, dass sich soziale Systeme nicht mehr anhand spezifischer Wert- und Strukturmuster definieren lassen (Kneer et al., 1993). Demnach erscheint es nur konsequent, wenn auch Luhmanns Begriff der soziologischen Aufklärung sich an den Prinzipien seiner

18 Es ist wahrscheinlich, dass Luhmann selbst diesem Vergleich nicht zugestimmt hätte. Er kritisierte die damals aufkommende Wissenschaftssoziologie nach Bloor (1991[1976]) und Barnes (1977) stark. Diese würden triviale Behauptungen wagen, hinter denen kein größeres Theorieinteresse stecke (Luhmann, 1993).

eigenen Theorie orientiert. Denn die Beschreibungselemente, die er für soziale Systeme nutzt, wendet er letztlich auf seinen Theoriebegriff selbst an.

Auf Basis dieser Annahmen formuliert er Möglichkeiten einer Soziologie der Soziologie. Er sieht das Potenzial der Systemtheorie darin, eine Soziologie der Soziologie dadurch zu elaborieren, dass er seine theoretischen Prämissen nicht nur auf die Systemtheorie selbst, sondern auch auf die Soziologie anwendet (Luhmann, 1991c, S. 66). Eine solche Soziologie der Soziologie kann demnach nicht dazu dienen, ableitbare Wahrheiten zu liefern. So würde sie sich dem Problem der sozialen Komplexität entziehen. Wenn sie sich als funktionales System neben anderen sozialen Systemen begreift, kann eine Wissenschaft, die auf sich selbst angewandt wird, wiederum nur funktionale Analyse bedeuten. Dementsprechend ist die Soziologie dann ein besonderes System, da es Komplexität erfasst und zugleich reduziert. Komplexität erfasst es, weil die Soziologie das analysiert, was sie in der Welt vorfindet. Denn gerade die Lösungen in Bezug auf das Problem der sozialen Komplexität machen einen Kern soziologischer Theorien aus. Dieses Problembewusstsein ist jedoch ihren Gegenständen nicht eigen. Diese sehen eben gerade nicht ihr eigenes Potenzial zur Komplexitätserfassung und -reduktion. Die Soziologie kann in dieser Hinsicht tätig werden und diesen Vorgang mit „kritischer Reflexivität“ (Luhmann, 1991c, S. 86) ausstatten. Auch kann die Soziologie selbst die Aufklärung „aufklären“, indem sie auf Distanz zu historisch gesetzten Aufklärungsbegriffen geht. Denn für Luhmann werden „Bedingungen und Chancen einer wirklichen Aufklärung“ (Luhmann, 1991c, S. 86) erst durch die Einsicht sichtbar, dass Komplexität nur erfassbar wird, wenn sie reduziert werden kann.

Inwieweit jedoch hierin ein Potenzial soziologischer Aufklärung liegt, wurde aus anderen Soziologieverständnissen heraus heftig hinterfragt. Denn gerade die Formulierung eines universalistischen Anspruchs handelte Luhmann den (nicht unberechtigten) Vorwurf ein, ein allgemeines Funktionsprinzip sozialer Systeme zu formulieren, mit dem „letztlich ein sozialtechnologisches und konservatives Interesse“ (Kneer et al., 1993, S. 44) verbunden sei: Die Verwendung eines strukturkonservativen Ansatzes ließe sich schlecht mit dem (aufklärerischen) Anspruch verknüpfen, Herrschaft und Ungerechtigkeit anzuprangern. Wie wir bereits in Kapitel 2.1 gehört haben, war Habermas einer der wichtigsten Kritiker Luhmanns. Seiner Meinung nach reduziert Luhmann jegliche Analyse auf sozialwissenschaftlichen Funktionalismus, der bestehende Herrschaftsverhältnisse nicht hinterfragt, sondern systemkonform übernimmt.¹⁹ Luhmann hingegen sieht

19 Beispielsweise das generalisierte Kommunikationsmedium Geld/Eigentum für das Funktionssystem der Ökonomie (Schneider, 2009).

sich vor dieser Kritik gefeit. Denn Habermas würde ja genau diese Systeme miteinander vermischen, also eine wissenschaftliche Theorie mit politischen Begriffen kritisieren (Kneer et al., 1993, S. 45).²⁰ Wir erhalten hier bereits einen interessanten Hinweis für spätere Rückschlüsse auf die Systemtheorie. Hier wird deutlich, wie stark die Verhandlung diverser Auffassungen von Aufklärung mit einem theoretischen Selbstverständnis verbunden ist, das in Luhmanns Argumentation deutlich zum Vorschein kommt.

Obwohl Luhmann nach dieser Kontroverse noch weitreichende Modifikationen an seiner Theorie vornahm, werden doch die Grundlinien deutlich: Systeme operieren nicht mit Begrifflichkeiten anderer Systeme. Aus dieser Logik heraus wäre es also auch nicht korrekt, wissenschaftliche Theorien mit politischen Begriffen zu kritisieren. Soziale Systeme sind autopoietische – sich selbst erzeugende – Systeme. Sie sind operativ geschlossen. Elemente und Strukturen werden also ausschließlich im System selbst angefertigt. Jede neue Operation bezieht sich folglich auf eine Operation im System selbst (Schneider, 2009).

Rolle von Semantik in der Systemtheorie

Erst Semantiken sind in der Lage, Systemoperationen mit Sinn auszustatten. Sie sind ganz allgemein gesagt Formen „höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn[s]“ (Luhmann, 1980, S. 19). In dieser Hinsicht also bettet Luhmann sein Semantikkonzept in seine Theorie sinnverarbeitender autopoietischer Systeme ein (Torka, 2009). Semantiken stellen einen „Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln“ dar (Luhmann, 1980, S. 19). Sie sind also einerseits konstitutiv für den operativen Vollzug von Sozialsystemen, da sie „die Kommunikation mit Unterscheidungen und Erwartungen versorg[en], ohne die diese gar nicht zu kommunizieren wüsste“ (Stichweh, 2006, S. 168). Andererseits stellen sie überindividuellen Sinn bereit und schränken den Bereich möglicher Anschlüsse ein (Torka, 2009). Semantiken bieten ein „Vorrat“ an Unterscheidungen an (Stichweh, 2006):

„Was beobachtet wird, wird natürlich fast vollständig sofort wieder vergessen. Nur wenig wird aufgezeichnet, und zwar im Wesentlichen das, was man als wiederholbar konstruieren kann. [...] Wiederholbar ist nur die Operation selbst, und dies nur dank einer rekursiven Vernetzung mit anderen Operationen. Daß dem eine Objektpermanenz im operierenden System als Leitfaden zugrunde liegt, kann nicht direkt ermittelt, sondern nur erschlossen werden. Nichts anderes ist gemeint, wenn wir gelegentlich von Semantik sprechen. Wir geben an diesem Begriff (zugegeben: wortsinnwidrig) alle semiologischen

20 Siehe dazu auch Habermas et al., 1971.

Konnotationen auf und stellen nur auf die Auszeichnung ab, die Beobachtungen erfahren, wenn sie als Beschreibungen fixiert, also als bewahrenswert anerkannt und für Wiederholung bereitgehalten werden. Gemeint ist also nicht ein Zeichen für etwas anderes (obwohl es natürlich eine Zeichensemantik geben kann), sondern eine Struktur der Autopoiesis von Kommunikation.“ (Luhmann, 1992, S. 107 f.)

Luhmann beschreibt hier, dass Semantiken schriftlich fixierte, für die Wiederholung bereitgehaltene Beschreibungen des Systems sind. Erweisen sie sich als bewahrenswert, so bieten sie dem System einen Typenschatz an bekannten und vertrauten Mustern an, mit denen es Probleme der Selektion und des Anschlusses sozialer Praxis bewältigen kann (Torka, 2009). Die Semantik von Selbstbeschreibungen also konstituiert wiederum die Struktur des Systems (Stäheli, 1998).

Selbstbeschreibung und Selbstreflexion

Erst durch Semantik wird eine Selbstbeschreibung der Gesellschaft wirksam, denn Semantik bietet diesen Beobachtungsoperationen Unterscheidungen an.²¹ Selbstbeschreibungen, die auch als Selbstbeobachtung oder Reflexion zu bezeichnen sind, stellen einen von drei Relationierungsmodi oder eine von drei Formen der Beobachtung (siehe Tabelle 2) der Funktionssysteme dar:²²

-
- 21 Luhmann hat im Laufe der Zeit mehrere Definitionen von Semantik entwickelt, aber keine konsistente vorgehalten. Obige Definition ist die für uns hier zweckmäßigste. Zudem ist es die chronologisch letzte Version seines Semantikbegriffs und deshalb auch die aktuellste (Stichweh, 2006).
 - 22 Über Selbstbeschreibungen kann sich ein System in Beziehung zur Funktion und Leistung des Systems setzen. Im Fall der Wissenschaft ist ihre Funktion die Erzeugung neuen Wissens, die auf Basis des Codes wahr/unwahr operiert (siehe auch Luhmann, 1997, S. 758; Schneider, 2009). Über die Funktion setzt sich „ein Teilsystem zur Gesellschaft als dem einbettenden Gesamtsystem in Beziehung“ (Schneider, 2009, S. 365). So kann eine externe Kritik auf Leistungsmängel zu einer verstärkten Forderung nach anwendungsorientierter Forschung führen. Gleichzeitig vermag die Mittelkürzung für Grundlagenforschung zu einer Selbstbeschreibung des Systems führen, dass dieses nunmehr unfähig sei, seine Funktion im gesellschaftlichen System (Generierung neuen Wissens) auszuführen, und dass es deshalb im Kern bedroht sei. Selbstbeschreibungen sind deshalb auch ein Weg, die eigene Position in der Gesellschaft zu bestimmen und in gewissem Sinn auch manövrierfähig zu sein. Denn durch die Reflexion ist den Teilsystemen die Möglichkeit zu bestimmten Formen der Selbststeuerung gegeben. Diese können wiederum nur im eigenen System entstehen, sind jedoch über

„Aus rein logischen Gründen sind drei Möglichkeiten gegeben, nämlich (1) die Beobachtung des Gesamtsystems, dem das Teilsystem angehört, (2) die Beobachtung anderer Teilsysteme in der gesellschaftsinternen (oder auch: anderer Systeme in der externen) Umwelt, und (3) die Beobachtung des Teilsystems durch sich selber (Selbstbeobachtung). Um diese verschiedenen Systemreferenzen unterscheiden zu können, wollen wir die Beobachtung des Gesamtsystems Funktion, die Beobachtung anderer Systeme Leistung und die Beobachtung des eigenen Systems Reflexion nennen.“ (Luhmann, 1997, S. 757)

Tabelle 2: Funktion, Leistung und Reflexion als Relationierungsmodi der Funktionssysteme²³

	Funktion	Leistung	Reflexion
Beziehung des Funktionssystems zu:	zur Gesellschaft	zu anderen Systemen seiner Umwelt	zu sich selbst als Gesamtsystem in Differenz zur Umwelt

Hier beschreibt Luhmann, dass alle drei Relationierungsmodi sich zunächst aus Beobachtungen speisen. Die Selbstbeobachtung ist eine Systemoperation, die sich im System auf sich selbst richtet. Sie erlaubt es dem System, sich selbst in Differenz zu seiner Umwelt zu reflektieren. Erst wenn situationsgebundene Selbstbeobachtungen in Textform koordiniert werden, führt das zu Selbstbeschreibungen, die in Form bestimmter Semantiken realisiert werden:

strukturelle und operationelle Kopplungen mit anderen Systemen verbunden. Eine Möglichkeit der Selbststeuerung ist diejenige über Organisationen (Schneider, 2009). Erfolgreiche Steuerung ist jedoch keinesfalls selbstverständlich, da ein System ja nicht direkt in ein anderes System eingreifen kann, sondern im besten Fall nur Anreize gibt. So kann im Fall der Politik eine Steuerung des Systems Wirtschaft über eine entsprechende Gesetzgebung angeregt werden, der Erfolg dieses Gesetzes ist jedoch ungewiss (Schneider, 2009). Die Leistung wiederum ist eine Beziehung, die jedes Funktionssystem vom anderen bekommt (Schneider, 2009, S. 365). So sind beispielsweise direkte und indirekte Leistungen der Ökonomie von besonderer Bedeutung für die Funktionserfüllung der Systeme. Ohne öffentliche oder private Finanzierung wäre bspw. die Wissenschaft nicht in der Lage, Forschung in der Größenordnung zu betreiben, wie sie es derzeit tut (Schneider, 2009).

23 Schneider, 2009, S. 365.

„Texte werden für Wiedererkennung und für Mehrfachgebrauch geschaffen und koordinieren dann die zu ihnen passenden Selbstbeobachtungen. Wir wollen, wenn immer es um solche bewahrenswerten Sinnvorgaben geht, von ‚Semantik‘ sprechen.“ (Luhmann, 1997, S. 887)

Die Differenz wird also dadurch erzeugt, dass sich ein System auf sich selbst als Ganzes bezieht, sich auf eine bestimmte Weise beschreibt und damit zugleich thematisiert, in welcher Weise es sich von den Systemen in seiner Umwelt unterscheidet. Hier bringt Luhmann die Begriffe der Selbstreferenz und Fremdreferenz ins Spiel: Diese Unterscheidung „kondensiert die entsprechenden Referenzen und verdichtet sie zu der Unterscheidung von System und Umwelt“ (Luhmann, 1997, S. 880). So wird es dem System möglich, Themen dem eigenen System im Unterschied zu seiner Umwelt zuzuweisen, also zu unterscheiden zwischen Selbstreferenz (Mitteilung) und Fremdreferenz (Information) (Luhmann, 1993).

Setzen wir die Begriffe von Semantik, Selbstbeschreibung und Selbstbeobachtung in Zusammenhang, dann stellen Selbstbeobachtungen zunächst eine Operation des Systems im System dar. Sie finden ihren Ausdruck jedoch erst durch Selbstbeschreibungen, die in Schriftform vorliegen. Sinngebend allein ist jedoch die Semantik, in der diese Selbstbeschreibung vorliegt. Denn ohne den Vorrat an Unterscheidungen, durch den sich die Semantik speist, in der auch Selbst- und Fremdreferenz ihren Ausdruck finden, wäre die Selbstbeschreibung im wahrsten Sinne des Wortes sinnlos. Auch sind Selbstbeschreibungen nicht nur einfache Beschreibungen um des Beschreibens willen: Selbstbeschreibungen heben die Differenz zu anderen Systemen hervor und ein System orientiert seine Operationen an diesen. Sie vollziehen sich nicht im luftleeren Raum, denn sie müssen sich immer auf eine bereits existierende Selbstbeschreibung beziehen. Ein System kann in seinen Selbstbeschreibungen „seiner eigenen Geschichtlichkeit nicht entrinne[n], es muß immer von dem Zustand ausgehen, in den es sich selbst gebracht hat“ (Luhmann, 1997, S. 883). Selbstbeschreibungen sind also historisch kontingent.

Hier kommen wir an einen Punkt, an dem es dann – ganz untypisch für Luhmann – in gewisser Weise auch um Macht und Einfluss geht. Denn Selbstbeschreibungen können von verschiedenen Instanzen innerhalb des Systems angefertigt werden und miteinander darum konkurrieren, Operationen des Systems zu orientieren. Sie sind dann jedoch selektiv in Bezug auf die Gesamtmenge systemischer Operationen:

„[Das System] realisiert nur eine unter mehreren Möglichkeiten. Es aktualisiert sich in einem letztlich pluralen (oder polykontextualen) Möglichkeitsbereich. Es kann behaupten, die beste oder einzig richtige Lösung der bezeichneten Probleme zu sein, aber es kann diese Behauptung nicht begründen, sondern nur der Beobachtung und Beschreibung aussetzen.“ (Luhmann, 1992, S. 470)

Und hier sind wir doch wieder auf der Linie Luhmanns. Während Pierre Bourdieu²⁴ diesen Punkt zu einer Frage der Definitionsmacht innerhalb eines sozialen Feldes gemacht hätte, das wie das System als „relativ autonomer Mikrokosmos“ (Bourdieu, 1998, S. 16) funktioniert, so ist es für Luhmann letztlich wieder eine Frage der Beobachtung und der Reduktion von Komplexität durch Selektivität, da sich ja nur eine von vielen Möglichkeiten realisiert.

Denn diese Selektivität in Hinblick auf die Gesamtmenge systemischer Operationen reduziert die Komplexität radikal (Schneider, 2009). Ein System kann sich in seiner Selbstbeschreibung nicht einfach nur duplizieren. Es muss „auswählen, verkürzen, simplifizieren“ (Luhmann, 1992, S. 471). Auch dafür ist es notwendig, dass die Selbstbeschreibung als Kommunikation „beobachtbar, beschreibbar, kritisierbar und ablehnbar auftreten muss“ (Luhmann, 1992, S. 471). Dafür muss diese Form der Kommunikation natürlich anschlussfähig an die vorherige Kommunikation sein. Selbstbeschreibungen werden deshalb in der Regel auf Basis von Beobachtungen zweiter Ordnung angefertigt. So beobachtet sich das Wissenschaftssystem mithilfe von Publikationen: Forschende sehen sich nicht selbst beim Forschen zu, sondern rezensieren, diskutieren oder ignorieren die Arbeiten ihrer Kollegen (Luhmann, 1997, S. 767).

Auch hier stellen wir einen Unterschied zu Bourdieus Perspektive fest, der uns auch noch im folgenden Kapitel beschäftigen wird. Für Luhmann spielen die Akteure letztlich keine Rolle, auch wenn es ja gerade die Forschenden sind, die Arbeiten in einer bestimmten Weise „rezensieren, diskutieren oder ignorieren“. Bourdieu würde dem entgegensetzen, dass es ja gerade die Akteure im Feld sind, die – aufgrund der Aneignung diverser Kapitalarten²⁵ – mehr oder weniger gute oder schlechte Positionen im Feld einnehmen und damit die Definitionsmacht

24 „Jedes Feld, auch das wissenschaftliche, ist ein Kräftefeld und ein Feld der Kämpfe um die Bewahrung oder Veränderung dieses Kräftefeldes.“ (Bourdieu, 1998, S. 20)

25 Nach Bourdieu existieren ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital (Bourdieu, 1986; Bourdieu, 1984). Für die Wissenschaft geht er zudem davon aus, dass es universitäres Kapital in Hinblick auf akademische Positionen und wissenschaftliches Kapital im Sinne von Reputation gibt (Bourdieu, 1984).

darüber erlangen, was das Feld eigentlich ausmacht.²⁶ Bourdieu interessiert hier insbesondere die relationale Stellung der Akteure im Feld:

„Es ist die *Struktur der objektiven Beziehungen* zwischen den Akteuren, die festlegt, was sie tun können und was nicht. Oder, genauer gesagt, ist es die Stellung in dieser Struktur, die, zumindest indem sie Möglichkeiten ausschließt, ihre Stellungnahmen bedingt. Das heißt, daß wir nur dann wirklich verstehen können, was ein Akteur des Feldes sagt oder tut (ein Ökonom, ein Schriftsteller, ein Künstler usw.), wenn wir in der Lage sind, uns auf eine Stellung zu beziehen, die er im Feld einnimmt, wenn wir also wissen, ‚aus welcher Richtung‘ er spricht [...]“ (Bourdieu, 1998, S. 20 f., Hervorhebung im Original)

Diese Lesart von Selbstbeschreibungen im Bourdieu'schen Sinn interessiert Luhmann weniger. Denn für ihn handelt es sich ja nur um Selbstbeschreibungen, wenn diese in Schriftform vorliegen. Luhmann bezieht sich deshalb primär auf Gesellschaften, in denen begrifflich bereits elaborierte Selbstbeschreibungen durch Schrift entstanden sind. Außerdem ist ihm zunächst nicht wichtig, wer spricht und von welcher Position aus gesprochen wird. Denn Sinn kann erst erzeugt werden, wenn Selbstbeschreibungen im System anerkannt sind, wenn sie also in Schriftform vorliegen – im Falle des Wissenschaftssystems als Publikation.

Selbstbeschreibungen und Reflexionstheorien

Auf der Ebene der Funktionssysteme, also des Systems Wissenschaft, Politik oder Wirtschaft, erlangen Selbstbeschreibungen den Rang von Theorien, nämlich sogenannten Reflexionstheorien. Die Theorieform deutet Luhmann als „problemorientiert“ und „begrifflich gearbeitet“ und damit „auf Vergleiche“ (Luhmann, 1997, S. 964) abzielend. Diese Vergleiche sind auf das eigene System beschränkt. Sie schließen „Zukunftsperspektiven ein, fordern Autonomie, erläutern Problemlösungskapazitäten und individualisieren ihr System“ (Luhmann, 1997, S. 965). Sie müssen nicht zwingend anschlussfähig an das Wissenschaftssystem sein, sollten jedoch Prinzipien der Wissenschaftlichkeit erfüllen, „was auch immer das für das einzelne Funktionssystem heißen mag“ (Luhmann, 1997, S. 890). Das Kriterium der Wissenschaftlichkeit unterscheidet moderne von vormodernen Gesellschaften, die Kriterien der Religiosität unterlagen.

Die Reflexionstheorie des Wissenschaftssystems ist die Wissenschaftstheorie. In ihrer Entwicklung musste diese zunächst eine Selbstbeschreibung anfertigen.

26 Siehe hierzu auch Bourdieus Analyse des akademischen Feldes in Frankreich mit den zugehörigen Kapitalarten (Bourdieu, 1984).

gen, die sich von theologischen Kontrollansprüchen befreite. Zudem galt es, Lösungen für erkenntnislogische Probleme zu formulieren, die sich über den Reflexionsbezugspunkt der Unterscheidung zwischen „sicherem Wissen“ und „Meinungswissen“ hinwegsetzte. An diese Stelle trat die Unterscheidung von Erkenntnis und Gegenstand. Während die Erkenntnis die Selbstreferenz des Wissenschaftssystems markiert, stellt der Gegenstand die Fremdreferenz des Wissenschaftssystems dar. Mit dem Begriff der Beziehung wurde das Problem der Einheit von Erkenntnis und Gegenstand gelöst. Dieses dialektische Verhältnis wurde dann im Wesentlichen durch methodologische Betrachtungen (zum Beispiel Popper, 1935) oder theoriegeschichtliche Reflexionen (zum Beispiel Kuhn, 2003[1962]) aufgegriffen und wurde zum Kern kontroverser wissenschaftstheoretischer Auseinandersetzungen (Luhmann, 1997, S. 969). So lässt sich Poppers Prinzip des Falsifikationismus als ausdrücklich normative Anleitung für wissenschaftliche Forschung verstehen. Diese Anleitung stellt dementsprechend auch ein Instrument der Selbststeuerung von Wissenschaft dar (Schneider, 2009, S. 370). erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an die Merton'sche Wissenschaftssoziologie. Die Selbstbeschreibung des Wissenschaftssystems, die hier geschieht, legte demselben seine „normative Struktur“ (Merton, 1973) zugrunde und löste scharfe Auseinandersetzungen über diese Struktur aus.

Diese Debatten zeigen, inwiefern unterschiedliche Selbstbeschreibungen im Laufe der Geschichte darum konkurrieren, das System zu orientieren. Luhmann macht deutlich, dass diese Theorien sich wiederum nur in ihrer Beobachtung und Beschreibung aufeinander beziehen können, ihren Geltungsanspruch jedoch nicht abschließend zu begründen vermögen.

Zwischenbetrachtung

Obwohl viele von Luhmanns Überlegungen schlüssig sind (und auch hilfreich für die weitere Argumentation dieser Arbeit), gab es Kritik an Luhmanns Konzepten der Selbstbeschreibung und deren Verbindung zur Semantik. Zunächst stellt sich die Frage, wieso Selbstbeschreibungen unbedingt in Schriftform vorliegen müssen. Hier stoßen wir auf eine Kritik, die sich insbesondere auf den Zusammenhang zwischen Semantik und Struktur richtet (Stäheli, 1998; Stichweh, 2006). Denn nicht jede Form der Selbstbeschreibung ist strukturorientierend. Es gibt auch Selbstbeschreibungen, die zu autopoietischen Operationen werden. Der Fall ist das bei Wissenschaftstheorien, die in Form des generalisierten Kommunikationsmediums der Publikation vorliegen und damit ebenso wahrheitsfähig werden. Das stellt eine Besonderheit des Wissenschaftssystems im Gegensatz zu anderen Systemen dar. Diese Selbstbeschreibungen fügen sich problemlos in die Operationen des Systems ein, während der Status anderer Selbstbeschreibungen

unklar bleibt, bspw. bei solchen, die in anderen Systemen nicht über die generalisierten Kommunikationsmedien kommuniziert werden. Denn Selbstbeschreibungen des ökonomischen Systems sind nicht an die Systemoperation der Zahlung knüpfbar. Werden solche Selbstbeschreibungen zum Wissenschaftssystem gezählt oder nicht? Es gibt in diesem Sinn also die Unterscheidung in „einerseits den Operationen des symbolisch generalisierten Mediums, andererseits den meist mit sprachlichen Mitteln arbeitenden Selbstbeschreibungen“ (Stäheli, 1998, S. 328). Ähnlich verhält es sich mit Gesellschaften ohne verschriftlichte Überlieferungstradition, denn auch in ihnen wird Sinn hergestellt.

Natürlich zählt als Argument, so Stichweh (2006), dass es leichter ist, Sinn herzustellen, wenn er schriftlich verfügbar ist. Letztlich stellt sich hier das „Henne-Ei-Problem“: Wird zuerst Sinn hergestellt und dann die Struktur, oder erst die Struktur und dann der Sinn? Luhmann bevorzugt die letztere Lösung: Sinn kann erst hergestellt werden, wenn Selbstbeschreibungen angefertigt wurden. Selbstbeschreibungen eines Systems wiederum sind erst dann möglich, wenn das System bereits existiert. Die Semantik entsteht dementsprechend erst „nach der Entwicklung einer Differenzierungsform“ (Luhmann, 1980, S. 39, Hervorhebung im Original). Stäheli (1998) spricht in diesem Zusammenhang davon, dass Luhmann ein „dokumentarisches“ (Stäheli, 1998, S. 321) Verständnis von Selbstbeschreibungen hat. Semantiken also dokumentieren lediglich das, was sich bereits in Form des Systems emergent strukturiert hat. Semantiken sind dementsprechend als konservative Elemente zu verstehen, die dem System immer einen Schritt hinterherhinken. Sie sind somit nicht in der Lage, wichtige Veränderungen in Systemkonstitutionen zu erkennen.

Hier argumentiert Stäheli, dass Semantiken erst im Nachhinein sozialstrukturell wirksam werden können. Er setzt also Luhmanns Modell der „linearen Nachträglichkeit“ (Stäheli, 1998, S. 329) ein Modell der „konstitutiven Nachträglichkeit“ (Stäheli, 1998, S. 329) entgegen. Damit bricht er mit der Vorstellung, dass sich Semantiken dem System anpassen. Im Gegenteil können Semantiken demnach auch das System in entscheidendem Maße verändern. Denn sie sind in der Lage, erst nach einer gewissen Zeit bestimmte Sinnangebote zu entwickeln, müssen also nicht zwangsläufig von Anfang an mit Sinn besetzt sein. Sie haben die Funktion einer „nachträglichen historischen Semantik“ (Stichweh, 2006, S. 166, Hervorhebung im Original). Diese Argumentation ist schlüssig: So hat die Semantik eines Werturteilsstreits in der Soziologie heute eine andere Bedeutung für die Selbstbeschreibung des Systems als noch zu ihren Entstehungszeiten. Semantiken sind historisch eingebettet, aber ebenso historisch kontingent. Und so vermag diese Selbstbeschreibung wiederum Systemoperationen zu orientieren, die erst mit der nachträglichen Sinnkonstitution entstanden sind. Denn ge-

rade historisch gesehen sind solche Selbstbeschreibungen immer auch mit interpretativer Arbeit verbunden.

Die sich daran anschließende Frage – die jedoch Stäheli nicht aufgegriffen hat – ist, wie denn diese dem System vorgelagerten Semantiken entstehen. Denn wenn bestimmte Semantiken bereits schriftlich vorliegen, haben sie sich ja bereits konservativ in die Struktur des Systems in Form des generalisierten Publikationsmediums eingefügt. Hier sind wir an einem Punkt angelangt, dessen Kritik sich an Luhmann im Allgemeinen richtet, aber auch an weite Teile der Soziologie: Wie ist in geschlossenen Systemen Veränderung möglich?

Eine Antwort ist, dass auch nicht-verschriftlichte Selbstbeobachtungen bereits Semantiken erzeugen, die Sinn generieren oder generieren werden und damit ebenso zumindest das Potenzial zur Systemveränderung haben.²⁷ In diesem Zusammenhang bleibt bei Luhmann der Status von Reflexionstheorien ungeklärt: Folgen wir hier zunächst Luhmanns Auslegung von Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems, können diese lediglich auf Ebene von Wissenschaftstheorien geäußert werden. Dies ist eingängig, da solche Theorien in der Tat strukturbildend wirken und eine Auswahl unterschiedlicher Möglichkeit zur Reduktion von Komplexität anbieten. Reflexionstheorien zeichnen sich durch Loyalität und Affirmation zu ihrem Gegenstand aus, was aufgrund ihrer Selbstreferenzialität nicht weiter überraschend ist. Sie sind deshalb als zirkulär zu verstehen. Dennoch stellt sich hier die Frage, ob Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems nicht noch auf anderen Ebenen angefertigt werden. Hier gibt Luhmann eine weitere Vorlage, die er dann jedoch nicht weiter ausführt: Er bezeichnet Selbstbeschreibungen als „Selbstsinnggebung von Reflexionseliten, die mit den Grundoperationen des Systems nicht mehr befaßt sind“ (Luhmann, 1997, S. 965), also beispielsweise Pädagogen, die nicht unterrichten, oder Theologen, die nicht predigen (Luhmann, 1997, S. 965). Auch diese Form der Selbstsinnggebung kann sich strukturell äußern und semantisch verständlich machen. Hier ergibt sich wieder der Anschluss an Bourdieus Feldbegriff, dessen Eliten ja durch ihre Macht im Feld ebenso versuchen, die Definitionshoheit über zentrale, das Feld prägende Begrifflichkeiten zu erlangen (Bourdieu, 1984; Bourdieu, 2016[1982]).

Luhmann legt nahe, dass Selbstbeschreibungen also nicht ausschließlich über Reflexionstheorien in Schriftform entstehen, sondern auch über Reflexionseliten. Natürlich ist nicht auszuschließen, dass gerade die Reflexionseliten diejenigen sind, die verschriftlichte Reflexionstheorien anfertigen und so versuchen, Opera-

27 Hier liegt der Anschluss an praxeologische Theorien (Bourdieu, 2015[1979]) oder auch die Strukturationstheorie (Giddens, 1984) nahe.

tionen und Sinnggebung des Systems zu steuern. Hier wird durch die Hintertür wieder der Akteur in die Systemtheorie eingeführt, was wir für die weitere Analyse im Hinterkopf behalten werden. Theoretisch ausformuliert verbindet Schimank die Systemtheorie mit dem Akteur (Schimank, 2011). Das Problem bei Schimank ist jedoch, dass er den Akteursbegriff der Systemtheorie unterordnet. Ein Akteur kann in der Logik der Systemtheorie nur anhand der Codes wahr/unwahr im Wissenschaftssystem agieren. Wir werden im weiteren Verlauf der Argumentation sehen, dass diese Art von Akteursbegriff als ungeeignet zu bewerten ist.

Deutlich geworden ist aus diesen Ausführungen, wie zentral der Begriff der Semantik einerseits für die Etablierung von Grenzen zwischen den Systemen ist und welchen Stellenwert er andererseits in Hinblick auf Selbstbeschreibungen einnimmt. In Bezug auf die einzelnen Funktionssysteme stellen sich Selbstbeschreibungen als Reflexionstheorien dar. Im Wissenschaftssystem sind Reflexionstheorien kongruent mit dem generalisierten Kommunikationsmedium der Publikation. Obwohl der Begriff der Selbstbeschreibungen, wie eben dargestellt, mit einiger Kritik belegt ist, bietet er doch für die weitere Analyse wichtige Anhaltspunkte, um eine Differenz zwischen dem System Soziologie und seiner Umwelt zu etablieren. In Hinblick auf die Soziologie spielt der Begriff der Selbstbeschreibung eine besondere Rolle, die im Folgenden beschrieben wird.

Selbstbeschreibung der Soziologie

Die besondere Stellung der Soziologie zu ihrem Gegenstand

„Seitdem es sie gibt, ist die Soziologie immer damit beschäftigt, sich selbst zu beschreiben.“ (Kieserling, 2004, S. 16)

Zunächst ist die Soziologie ein Funktionssystem, das über Reflexionstheorien verfügt und sich, wie andere Systeme, selbst beschreibt. Auch hier wird Sinn über Semantik erzeugt und die Beschreibungen werden aus einer Beobachtung zweiter Ordnung erstellt. Dennoch war und ist die Selbstbeschreibung der Soziologie Gegenstand weiterführender Reflexionen, denen sich nicht nur Luhmann, sondern auch Kieserling (2000; 2004) gewidmet hat. Die Frage ist, welche Rolle die Soziologie im System Gesellschaft und in der Beschreibung des Systems Gesellschaft einnimmt sowie mit welcher Sprache sie dieses System eigentlich beschreiben kann. Wir werden uns zunächst dem ersten Punkt widmen.

Der Systemtheorie zufolge nimmt die Soziologie eine spezifische Stellung ein, und zwar sowohl was das System Wissenschaft betrifft als auch was ihr Verhältnis zur Gesellschaft im Allgemeinen angeht. Luhmann geht es dabei ins-

besondere um die Frage, wie die Soziologie die Gesellschaft überhaupt beobachten kann, da sie ja einen Teil der Gesellschaft bildet. Sie kann Gesellschaft nur in der Gesellschaft beschreiben. Außerdem ist ihr eine permanente Doppelreferenz inne: „Sie kann weder ihrer Wissenschaftlichkeit noch ihrer Gesellschaftlichkeit entrinnen.“ (Luhmann, 1993, S. 252)

Luhmann unterscheidet zwischen zwei Betrachtungsweisen, die in der Soziologie vorherrschen und diese Doppelreferenz veranschaulichen: Die eine sieht die Soziologie als empirische Wissenschaft, die die Frage stellt, was der Fall ist, und nach manifesten Strukturen in der Gesellschaft sucht. Die andere ist die kritische Perspektive, die nach latenten Strukturen Ausschau hält, diesmal mit der Frage „Was steckt dahinter?“. Bei der ersten Frage ist das Referenzsystem die Wissenschaft, bei letzterer die Gesellschaft. In beiden Fällen jedoch ist die Soziologie zugleich interne Beobachterin des Systems. In einer derartigen Konstellation, so Luhmann, trägt die Trennung zwischen Subjekt und Objekt, also der Soziologie als Subjekt und der Gesellschaft bzw. der Wissenschaft als Objekt, nicht (Luhmann, 1991a; 1993).

In ähnlicher Weise wie Giddens die „doppelte Hermeneutik“ (Giddens, 1976) der Soziologie beschreibt, argumentiert Luhmann, dass die Soziologie schon durch ihre eigene Beobachtung ihr Objekt verändert. Dies jedoch unterscheidet sie prinzipiell nicht von der Physik oder anderen Naturwissenschaften. Denn auch der Physiker verändert durch Beobachtung sein Objekt. Letztlich geht es immer um die Erzeugung von Differenz, um Beobachtung möglich zu machen. Wird jedoch Differenz erzeugt, muss der bzw. die Beobachtende noch entscheiden, auf welcher Seite er bzw. sie steht.²⁸ Von den Naturwissenschaften unterscheidet sich die Soziologie dadurch, dass sich ihr Verhältnis von Beobachtenden und Beobachtetem komplexer gestaltet. Deshalb kann sie sich nicht mehr als das Subjekt begreifen, das der Gesellschaft eine unabhängige Reflexionsinstanz zur Verfügung stellt. Zudem ist die Gesellschaft schon ein sich selbst be-

28 Dass Luhmann hier zunächst von Theorien der Naturwissenschaften ausgeht, verwundert nicht weiter, da seine Systemtheorie ja primär auf Theorienansätzen aufbaut, die nicht aus der Soziologie stammen bzw. interdisziplinär sind, etwa der Allgemeinen Systemtheorie, dem mathematischen Denkmodell der Kybernetik und dem biologischen Autopoiesis-Konzept (Kneer et al., 1993). Deshalb stellt für Luhmann die Systemtheorie zunächst keine generisch soziologische Theorie dar, sondern einen „interdisziplinären“ Dialog (Luhmann, 1993).

schreibendes Objekt. Sie ist also nicht unter Laborbedingungen kontrollierbar (Luhmann, 1993).²⁹

Der Frage, ob bzw. wie soziologische Beobachtung möglich ist, nachzugehen, ist für Luhmann ein grundlegendes Anliegen, da sie ontologische und autologische Konsequenzen für die Soziologie selbst hat: Subjekttheorien, die sich als Reflexionsinstanzen innerhalb der Gesellschaft begreifen würden, besäßen demnach zu viel „Ontologie“ und „Humanismus“ (Luhmann, 1993, S. 255) und müssen dementsprechend auch immer wieder objektivitätssichernde Momente integrieren, um „die Eigenbeteiligung am Objekt methodologisch zu kontrollieren“ (Luhmann, 1993, S. 253). Dadurch geben sie nun epistemologische Antworten auf dieses ontologische Problem der Soziologie. Die Soziologie begreift sich dann jedoch als eine Instanz außerhalb der Gesellschaft, was sie laut Systemtheorie nicht sein kann. Luhmanns Lösungsvorschlag ist (wenig überraschend) eine Theorie sich selbst beschreibender Systeme, die wiederum Abstand vom Subjektansatz soziologischer Beschreibung nimmt. Die Soziologie tätigt eine Beobachtung zweiter Ordnung und widmet sich einem Untersuchungsobjekt, der Gesellschaft, das wiederum über eigene Selbstbeschreibungen verfügt (Luhmann, 1991a). In diesem Fall fertigt sie also Beschreibungen des Systems über das System an. Sie ist als Beobachterin Teil dessen, was sie beobachtet, und dementsprechend muss sie sich als kleinen Teil des eigenen Subjekts begreifen. Und hier zeigt sich auch die Besonderheit der Soziologie in Hinblick auf ihre eigenen Selbstbeschreibungen: Sie ist – und das „qua eigener Position“ (Luhmann, 1993, S. 255) – dazu gezwungen, mit den Gesellschaftsbeschreibungen auch immer Schlüsse über sich selbst zu ziehen. Luhmann überträgt damit das von ihm geschilderte Problem der Ontologie auf die Autologie der Soziologie. Ihr fehlt die Autorität zur Metaposition. Vielmehr muss sie auf eine Art Hilfskonstruktion zurückgreifen. Wenn sie schon nicht die Gesellschaft als Ganzes externalisieren kann, so ist es ihr doch möglich, ausdifferenzierte Teilsysteme der Gesellschaft als externe Beobachterin zu beschreiben. Dennoch hat auch die Beobachtung zweiter Ordnung eine Achillesferse: Es existiert immer ein „unmarked space“ (Luhmann, 1993, S. 257), der nicht beobachtet werden kann, und zwar derjenige, auf dem der Beobachter selbst steht. Dieser Konflikt ist nicht auflösbar. Er führt entweder dazu, dass der Beobachter seine Beobachtung aufgibt, oder zur Formulierung einer Paradoxie. Für Luhmann folgt daraus, „dass

29 Dazu kommen weitreichende Debatten über die sogenannte Postmoderne: Was tun, wenn es Gesellschaft eigentlich gar nicht mehr gibt? Was passiert, wenn es keinen Begriff der Öffentlichkeit mehr für die Soziologie gibt (Luhmann, 1987; Luhmann, 1993; Stäheli, 1995)? Eine Untersuchung dieser Fragen wäre durchaus interessant.

die Soziologie mit einer für sie stets kontingenten, stets theorieabhängigen, stets beobachterabhängigen Auflösung der Paradoxie des Beobachtens beginnen muss“ (Luhmann, 1993, S. 258).³⁰ Konsequenterweise würde sich daraus ergeben, dass eine Beobachtung der dritten Ordnung nötig ist. Für Luhmann ist die theoretische Antwort jedoch, jegliche Theorie radikal in eine Beobachtung zweiter Ordnung zu überführen, weil sie dadurch ihre eigene Sozialität reflektiert.

Kieserling (2000; 2004) hat sich eingehend damit beschäftigt, welche Konsequenzen eine Selbstbeschreibung der Soziologie hat, die auf eine soziale Realität stößt, welche immer schon von anderen Beschreibungen umstellt ist. Sie bezieht sich in ihren Beschreibungen immer auf etwas, was bereits von anderen Teilsystemen (z.B. Politik, Religion, Recht) beschrieben wurde, und muss angeben, wie sie sich dazu verhält (Kieserling, 2004).

So ist eine Soziologie des Rechts oder der Religion von der Rechtstheorie oder der Theologie zu unterscheiden, denn die soziologischen Beschreibungen werden nicht im Teilsystem (also der Religion oder dem Recht) selbst angefertigt, sondern mit einer Distanz zum System. Diese Fremdbeschreibungen können Einblicke geben, die in den Selbstbeschreibungen der jeweiligen Systeme selbst nicht auftauchen können (Kieserling, 2004, S. 13). So ist also eine Soziologie des Rechts kein Beitrag zur Rechtstheorie, sondern eher als Beschreibung ihrer Entwicklung zu verstehen.

Kieserling bezieht sich auf die Möglichkeiten des „wissenssoziologischen Apparat(es)“ (Kieserling, 2004, S. 12) der Systemtheorie und sieht dabei zwei Möglichkeiten der Unterscheidung: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Fremdbeschreibungen sind jedoch gleichzeitig Selbstbeschreibungen der Soziologie, denn die „Themen“ der Beschreibungen sind letztlich dieselben. Wie andere Teilsysteme kann die Soziologie nicht nur ihren Gegenstand im Sinne einer Fremdbeschreibung beschreiben, sondern auch sich selbst. So wie die Rechtstheorie als Selbstbeschreibung des Rechtssystems aufzufassen ist oder die Theologie als Selbstbeschreibung des Systems der Religion, ist die Soziologie das „Paradebeispiel“ (Kieserling, 2004, S. 21) für eine Selbstbeschreibung der Gesellschaft. Im Gegensatz zu anderen Systemen jedoch fallen im Fall der Soziologie Selbstreferenz und Fremdreferenz zusammen: Hier findet also immer eine doppelte Beschreibung statt: eine Selbstbeschreibung der Soziologie in der Gesellschaft und eine Fremdbeschreibung der Gesellschaft durch die Soziologie – denn die soziologische Beschreibung der Gesellschaft findet ja immer zugleich

30 Sehr schön beschreibt er dies zudem mit Derrida: „la trace de la trace, la trace de l'effacement de la trace“ (Luhmann, 1993, S. 258).

in der Gesellschaft statt. Als Teil des Systems Wissenschaft fügt die Soziologie der Gesellschaft eine weitere Fremdbeschreibung hinzu.

Kieserlings Kernthese, die auf Luhmann zurückgreift, ist, dass die Selbstbeschreibungen anderer Systeme der Soziologie nicht äußerlich sind. Das bedeutet, dass die Soziologie immer auch ihren eigenen Standpunkt zu den Beschreibungen der anderen Systeme klären muss:

„Die Soziologie hat die Themen ihrer *eigenen Selbstbeschreibung* an der Frage [zu verhandeln], wie sie sich zu den *Selbstbeschreibungen der anderen sozialen Systeme* verhalten soll. Die Soziologie kann sich nicht selbst reflektieren, ohne zugleich auch das Verhältnis zu den Reflexionsleistungen der anderen Systeme zu klären – und zwar anhand der Frage, ob sie auch ihrerseits zu diesen Reflexionsleistungen beitragen will oder sich auf den coolen Standpunkt eines externen Beobachters zurückzieht.“ (Kieserling, 2004, S. 23, Hervorhebung im Original)

Die Distinktion von den anderen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft und von Selbstbeschreibungen, die die Massenmedien oder ein öffentlicher intellektueller Diskurs anfertigen, gelingt der Soziologie, indem sie sich dem System Wissenschaft zuordnet und Distanz zu anderen Formen der gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen schafft, etwa durch einen Bruch mit Alltagsplausibilitäten und Semantiken. Auch Luhmann schreibt hierzu, dass die Soziologie nur als Wissenschaft in der Gesellschaft vorkommen kann und keine „andere Arbeitsgrundlage“ (Luhmann, 1993, S. 252) hat.

Im Unterschied zu anderen Sozialwissenschaften muss die Soziologie nicht nur ihren eigenen Standpunkt klären, sondern zugleich die Grenze zwischen einem „Innen“ und „Außen“ ihrer Beobachtung auf der Systemebene ziehen. Andere Sozialwissenschaften (bspw. Pädagogik, Politikwissenschaften, Jurisprudenz oder die Ökonomie) fertigen Reflexionstheorien des Systems im System selbst an. Dadurch dass sie die Schlüsselunterscheidungen ihrer Untersuchungsgegenstände anerkennen (z.B. Gesetz und Ungerechtigkeit im Rechtssystem), sind sie quasi in die Kommunikation ihrer Systeme integriert und tragen in dieser Weise zu den Beschreibungen des Systems bei, die Resonanz im System selbst finden (Kurtz, 2007).

Im Gegensatz dazu steht das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand: Sie hat immer eine doppelte Orientierung; ist zugleich Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung: Die Beschreibung der Gesellschaft findet immer in der Gesellschaft statt, namentlich im Wissenschaftssystem der Gesellschaft. Damit erfüllt sie laut Kieserling alle Kriterien für eine Selbstbeschreibung: Zirkularität oder auch die Inklusion der Beschreibung in ihr Be-

schriebenes. Ebenso findet jedoch eine soziologische Beschreibung der Teilsysteme im Wissenschaftssystem statt und erfüllt damit alle Kriterien für eine Fremdbeschreibung (Kieserling, 2004, S. 51 f.). Sie muss jedoch, wie bereits erläutert, immer reflektieren, wie sie sich selbst der Gesellschaft und deren Teilsystemen gegenüber positioniert (Kieserling, 2004).

Semantik einer Selbstbeschreibung der Soziologie

Wie aus diesen Ausführungen bereits deutlich wird, geht es Kieserling (2000; 2004) in seinen Ausführungen darum, der Soziologie eine weitere Selbstbeschreibung hinzuzufügen. Begriffsinstrumentarium für eine solche Selbstbeschreibung soll jedoch nicht, wie in der Wissenschaftssoziologie meist der Fall, ein wissenschaftstheoretisches oder wissenschaftsphilosophisches sein. Kieserling möchte vielmehr eine Soziologie der Soziologie entwickeln, in der die Soziologie sich mithilfe ihres eigenen Vokabulars beschreibt und nicht auf Hilfskonstruktionen zurückgreift. Die beschreibende Sprache ist also die der Soziologie selbst.

Hier geht Kieserling einerseits konform mit Luhmann. Wie wir bereits gehört haben, bedeutet auch für Luhmann eine Soziologie der Soziologie, dass sie ihre eigenen Begrifflichkeiten auf sich selbst anwendet. Luhmann macht dazu zwei Vorschläge: Erstens kann es der Soziologie im Sinn der Systemtheorie nur darum gehen, Komplexität in ihren Beschreibungen zu reduzieren und damit zur soziologischen Aufklärung beizutragen. Dennoch bleibt es eine Herausforderung, ihre Beobachterposition theoretisch wie logisch zu fassen. Denn jede Form der Beobachtung produziert wiederum einen blinden Fleck, einen Unterschied von Beobachtetem und Nicht-Beobachtbarem. Luhmanns zweiter Vorschlag ist also, dass jede soziologische Theorie auf eine Beobachtung zweiter Ordnung umgestellt werden müsste, die ihre eigene Sozialität reflektiert. Latente Strukturen werden zu Kontingenzen der Moderne, was zur Auflösung des Dualismus zwischen latenten und manifesten Strukturen in der soziologischen Theorie führt (Luhmann, 1993). Obwohl Luhmann diesen Vorschlag nicht explizit als Soziologie der Soziologie markiert hat und am Ende auch sein Theorieangebot im Vagen bleibt, hat er doch die Prinzipien der Systemtheorie auf die Soziologie angewandt.

Dennoch – und hier endet Kieserlings Konform-Gehen mit Luhmann – expliziert Luhmanns Ansatz „zunächst nur das Selbstverständnis [...] einer soziologischen Großtheorie“ (Kieserling, 2004, S. 15). Diese Aussage ist als Kritik an Luhmann zu interpretieren, weil dieser letztlich eine „one-fits-all-Lösung“ präsentiert, die jegliche Theorieprobleme mithilfe der Systemtheorie beheben soll. Dass Luhmann diese Probleme natürlich zunächst auch auf Basis systemtheoreti-

scher Grundannahmen konstruiert, zeigt wiederum eindrücklich, dass die Systemtheorie nur eine soziologische Selbstbeschreibung unter vielen ist.

Kieserling macht einen wesentlich konkreteren Vorschlag: Es geht ihm darum, die Soziologie nicht nur als Teil des Systems Gesellschaft zu analysieren – also eine Selbstbeschreibung der soziologischen Systemtheorie anzufertigen –, sondern auch eine Selbstbeschreibung der Soziologie anzubieten, die in der Lage ist, andere Theorieangebote der Soziologie wie auch Selbstbeschreibungen diverser historischer Epochen zu behandeln. Er unterscheidet Reflexionsbegriffe in Bezug auf einzelne Teilsysteme der Gesellschaft und Reflexionsbegriffe in Bezug auf die Gesamtgesellschaft. Dementsprechend kann sich die Soziologie als Teil des Teilsystems Wissenschaft reflektieren, nicht aber als Teil des Teilsystems Wirtschaft, Recht oder Politik.

Für die Soziologie definiert er diverse Reflexionsformen, die sich einerseits auf das System Wissenschaft beziehen, andererseits auf das System Gesellschaft (Kieserling, 2004, S. 24 f.). Gerade in der frühen Soziologie waren Forschungs- und Reflexionsthemen stark aneinander gekoppelt. So konnte die Soziologie „kaum ein Forschungsthema aufgreifen [...], ohne bei dieser Gelegenheit zugleich über die Soziologie als solche und im allgemeinen zu reden“ (Kieserling, 2004, S. 16). Sie musste zunächst angeben, inwiefern sie überhaupt eine Wissenschaft darstellt. Zudem war es notwendig, sich von anderen Beschreibungsformen abzugrenzen (Recht, Moral, Geschichte etc.). Diskutiert wird also das Verhältnis zu den Reflexionsbegriffen unterschiedlicher Teilsysteme innerhalb des Systems Wissenschaft. Bezeichnend dafür war laut Kieserling der Werturteilsstreit: Die Soziologie ordnet sich selbst dem Wissenschaftssystem zu und distanziert sich damit von Selbstbeschreibungen anderer Teilsysteme. So ist beispielsweise die soziologische Denkart über Religion nicht Teil der Theologie. Jedoch muss die Soziologie laut Kieserling auf ein Begriffsinstrumentarium zurückgreifen, das nicht spezifisch soziologisch ist bzw. sein kann. Vielmehr nährt es sich aus Beschreibungen, die Vorgaben der Wissenschaftstheorie (z.B. Kantianismus, Positivismus) entsprechen oder anderen Disziplinen entstammen. Diese Begriffe funktionieren jedoch irgendwann nicht mehr, und so stellt sich die Soziologie während des Positivismusstreits die Frage nach ihrem „Verhältnis zu den Reflexionsbegriffen der Wissenschaft selbst“ (Kieserling, 2004, S. 25). Die Soziologie reflektiert also nicht nur ihr Verhältnis zu anderen Teilsystemen, sondern auch das zur Wissenschaftstheorie selbst und distanziert sich damit von einer bestimmten Beschreibung des Wissenschaftssystems (Kieserling, 2004, S. 30). In einer letzten Phase stellt sich die Soziologie die Frage, wie sie zu Reflexionsbegriffen der Gesamtgesellschaft steht. Globalformeln wie „Industriegesellschaft“, „Informationsgesellschaft“ oder „Risikogesellschaft“ kulminieren im Streit über

soziologische Zeitdiagnosen. Die Art von Soziologie, die die Nähe zu den Massenmedien sucht, zeichnet sich durch eine Distanz zum Wissenschaftssystem aus (Osrecki, 2011).

Die Anwendung der Soziologie auf sich selbst

Kieserling geht es um die Frage, inwieweit diese Fremd- und Selbstbeschreibungen wiederum beschrieben und theoretisch erfasst werden können. Eine Soziologie der Soziologie versteht er letztlich als Wissenssoziologie der Soziologie. Er sieht in der Wissenssoziologie die Möglichkeit, nicht nur das Wissen „der anderen“, sondern auch das Wissen der Soziologie selbst zu reflektieren. Grundsätzlich ist in einer Wissenssoziologie die Selbstreflexion bereits angelegt: So lag beispielsweise für Mannheim das „Entscheidende in dem Anspruch, eine Soziologie auch und gerade des soziologischen Wissens selber zu sein“ (Kieserling, 2004, S. 10). Kieserling widmet sich folgenden Fragen: „Was tun wir eigentlich, wenn wir in der Soziologie über die Soziologie kommunizieren?“, „Und wie genau kann man beschreiben, was geschieht, wenn dies geschieht?“, „Auf welche Sprache kann man dafür zurückgreifen?“ (Kieserling, 2004, S. 19)

Hier haben wir es mit zwei Reflexionsebenen zu tun: Die erste fragt danach, mit welcher Sprache sich die Soziologie selbst beschreiben kann. Nach Kieserling kann das nicht die Sprache sein, in der sich das Wissenschaftssystem beschreibt, nämlich die Wissenschaftsphilosophie. Kieserling fordert vielmehr, dass sich die Soziologie mit der Sprache der Systemtheorie selbst beschreibt.³¹ Die zweite Reflexionsebene wäre dann zu fragen, welche Semantik in den Selbstbeschreibungen angewandt wird, Bezug nehmend auf Luhmann also zu eruieren, welche Reflexionstheorien in welcher Weise sinnevozierend sind oder es werden.

Bleiben wir zunächst auf der Ebene der Anwendung der Soziologie auf sich selbst. Auch das von Vertretern des Strong Programme entwickelte Programm einer „sociology of scientific knowledge“ fordert in seinem Postulat der Reflexivität eine Anwendung der Soziologie auf sich selbst:

„In principle its patterns of explanation would have to be applicable to sociology itself. Like the requirement of symmetry this is a response to the need to seek for general explanations. It is an obvious requirement of principle because otherwise sociology would be a standing refutation of its own theories.“ (Bloor, 1991[1976], S. 7)

31 Dies ist umso interessanter, als wir ja bereits gehört haben, dass die Systemtheorie auf mathematischen (Kybernetik) und biologischen (Autopoiesis) Denkmodellen beruht.

Obwohl dieses Postulat bislang nicht eingelöst wurde, gab es bereits mehrere Versuche, die Soziologie auf sich selbst anzuwenden, bzw. mehrere Versuche einer Soziologie der Soziologie. Für Schelsky (1959) entspringt eine Dringlichkeit, die Rolle der Soziologie in der Gesellschaft zu reflektieren, aus der jeweiligen sozialen und historischen Verortung soziologischer Erkenntnis selbst. Eine Soziologie der Soziologie versteht er als einen „sozial- und wissenschaftsgeschichtlich jeweils einmaligen Gegenstand: von der Rolle der Soziologie in Deutschland, in Rußland, in den Vereinigten Staaten von Amerika usw., und zwar heute, gestern oder vorgestern“ (Schelsky, 1959, S. 8). Sie hängt also gerade nicht von übergeordneten theoretischen Prinzipien ab, sondern „was Soziologie ist, entscheidet sich jeweils an der Sache“ (Schelsky, 1959, S. 8).

Kieserling sieht in Schelskys Überlegung einen wichtigen Vorläufer von Reflexionstheorien. So beschreibt Schelsky etwa, dass die Soziologie die normativen Vorstellungen der jeweiligen „angewandten Wissenschaften“ (wie Jurisprudenz, Medizin, Ökonomie), die die Soziologie untersucht, in ihre Untersuchung einbezieht.

„Wenn die Soziologie heute ein soziales Institutionen- oder Verhaltensgefüge untersucht, so trifft sie auf ein wissenschaftlich geleitetes Handeln und muß daher die Denkweisen, Motivationen, sozialen Voraussetzungen usw. der betreffenden Wissenschaft selbst mit in die Untersuchung einbeziehen; so ist etwa eine Soziologie des Erziehungswesens nicht ohne eine Soziologie der Pädagogik, eine Soziologie des Gesundheitswesens nicht ohne eine Soziologie der Medizin, eine Kirchensoziologie nicht ohne eine Soziologie der Theologie möglich usw.“ (Schelsky, 1959, S. 142 f.)

Die Soziologie ist also auf Reflexionstheorien der jeweiligen „angewandten Wissenschaft“ angewiesen, um ihre Analysen anzufertigen. Dennoch verband Schelsky mit seiner Soziologie der Soziologie eher eine Zustandsbeschreibung und Analyse der Nachkriegssoziologie. Er zeigte in seinen „Ortsbestimmungen“ weitere Selbstbeschreibungen auf, die das Verhältnis der Soziologie zur Praxis qualifizieren. So sprach er von der Rolle der Soziologie als „revolutionäre und konservative Gesamtordnungspolitik“, als „Planungswissenschaft“ und als „Wirklichkeitskontrolle“ (Schelsky, 1959, S. 110 ff.). Letztere Selbstbeschreibung stellt für Schelsky einen dritten Weg dar, den die Soziologie Anfang der 1960er-Jahre einschlägt, nachdem sie als ideologisch verbrämt verdächtig wurde (im revolutionären oder konservativen Sinn) bzw. durch ihre planerischen Tätigkeiten zu nah an die Sozialtechnik gerückt ist. Die dritte Selbstbeschreibung ist demnach als „reine Wirklichkeitsanalyse“ (Schelsky, 1959, S. 123) zu verstehen, in der die Soziologie in einem System von Kooperation und Spezialisierung eine

rein analytische Funktion einnimmt und in der „Handlungs- und Denkformen selbst arbeitsteilig aufgespalten und aufeinander verwiesen sind“ (Schelsky, 1959, S. 124).³²

Als Reflexionstheorien können auch Versuche einer Soziologie der Soziologie von Alwin Gouldner (1968; 1970) gesehen werden, die in Opposition zu Talcott Parsons Strukturfunktionalismus und vermeintlich werturteilsfreier soziologischer Analyse stehen. Zentrum seiner Kritik ist die Frage nach den eigenen Vorannahmen, die in die soziologische Arbeit einfließen. Für beide Autoren stand jedoch – so unterschiedlich ihre Analysen und deren Konsequenzen auch waren – im Vordergrund, aktuelle soziologische Entwicklungen der Zeit einzuordnen und sie zu bewerten. Während Schelsky überwiegend auf Theorieentwicklungen im deutschen Kontext einging, bezog sich Gouldners Analyse auf den angloamerikanischen Kontext und die Dominanz Talcott Parsons.³³ Eine Soziologie der Soziologie hatte also in beiden Fällen eine reflexive Funktion, im Sinne einer reflexiven Soziologie der Soziologie.

Eine reflexive Soziologie der Soziologie fordert ebenso Pierre Bourdieu (Wacquant, 1989). Über Gouldner oder auch Schelsky hinausgehend beschäftigt er sich mit Möglichkeiten einer reflexiven Wissenssoziologie der Soziologie. In Kontrast zu Gouldner betont Bourdieu, dass es ihm nicht nur um die Privatperson des Soziologen geht, sondern um ein Forschungsprogramm, das einerseits die Rolle von Soziologinnen und Soziologen in der Gesellschaft reflektiert und andererseits die Lücke zwischen theoretischer Arbeit und Praxis schließt (was Bourdieu letztlich in seiner Theorie der Praxis formulierte).

„In Gouldner, reflexivity remains more a programmatic slogan than a veritable program of work. What must be objectivized is not the individual who does the research in his biographical idiosyncrasy but the position he occupies in academic space and the biases implicated in the stance he takes by virtue of being ‚out of the game‘ (hors jeu).“ (Wacquant, 1989, S. 35)

Paradigmatisch sind Bourdieus Arbeiten zum Homo Academicus (Bourdieu, 1984), in denen er beschreibt, dass auch Soziologinnen und Soziologen nicht frei

32 Bedenkt man, dass dieser Text aus dem Jahr 1959 stammt, so wird unmittelbar die Nähe zu Parsons Strukturfunktionalismus sichtbar. Die Selbstbeschreibung, die hier postuliert wird, lässt sich also nicht nur als explizite Distanzierung von normativer Einmischung betrachten, sondern ebenso in die damals relevanten soziologischen Diskurse einbetten.

33 Sein Blick ging zusätzlich in die marxistische Soziologie der damaligen UDSSR.

sind von sozialen Strukturen, Machtkämpfen, der „illutio“ und Positionen im Feld. Er wendet also – wie das bereits Kieserling für die Systemtheorie anstrebt – Begriffe der Soziologie auf sich selbst an. Maßgeblich ist hier seine Feldtheorie, die er für das Feld der Wissenschaft und insbesondere für die Soziologie formuliert (Bourdieu et al., 1991; Bourdieu, 1998):

„Die Soziologin oder der Soziologe stehen [sic!] ja nicht außerhalb der Welt des Sozialen, die sie analysieren, oder blicken gar von oben auf sie herab; sie sind vielmehr selbst Akteure im sozialen Geschehen. Was ihnen – partiell! – die Analyse eben dieses Geschehens erlaubt, d.h. die für wissenschaftliche Erkenntnis konstitutive Objektivierung, ist einzig und allein die wissenschaftliche Methode, nicht aber eine fundamentale Differenz ihrer Position zu der der anderen sozialen Akteure.“ (Bourdieu et al., 1991, S. XII)

In Anschluss oder gerade im Gegensatz dazu versucht Boltanski (2010), die genaue Gegenposition zu Bourdieu aufzubauen. Es geht ihm weniger um die wissenschaftliche Objektivierung, also weniger darum, eine „rationale“ Perspektive der Akteure zu konstruieren. Vielmehr konstatiert er, dass die Soziologie immer eine Außenposition bezieht, wobei er zwischen komplexen und einfachen Außenpositionen unterscheidet. Komplexe Außenpositionen wären etwa Standpunkte der kritischen Theorie – sie strebt eine kritische Position zu einem sozialen Gefüge an, dessen unmittelbarer Teil sie ist. Boltanski prägt dafür den Begriff der „metakritischen Position“ (Boltanski, 2010, S. 20) und versteht unter „Aufklärung“ in diesem Zusammenhang den Anspruch der kritischen Theorie, reflexives Wissen über die Gesellschaft herzustellen. Einfache Außenpositionen verknüpft er hingegen stärker mit einer instrumentellen Expertise, die die Gesellschaft beschreibt und deshalb sozial verwurzelte und kontextabhängige Formen der Kritik hervorbringt. Diese Position kann mit dem Begriff der Sozialtechnologie umschrieben werden. Boltanski plädiert dafür, über eine komplexe Innenperspektive nachzudenken, da es der Soziologie unmöglich ist, gänzlich eine Außenperspektive einzunehmen.

Wir sehen hier also, dass nicht nur die Systemtheorie die Selbstreflexivität der Soziologie als notwendig betrachtete, sondern auch andere soziologische Strömungen. Im Mittelpunkt steht auch hier, welche Position die Forschenden bzw. die Soziologie innerhalb der Gesellschaft einnehmen und auf welche Weise sie diese Position reflektieren können. Im Gegensatz zu den geschichtlichen Debatten, die in Kapitel 2.1 diskutiert wurden, ist der Zugang hier kein wissenschaftsphilosophischer, sondern ein soziologischer. Doch auch hier wird keine „Lösung“ angeboten. Vielmehr geht es darum, die Einbindung in den eigenen Untersuchungsgegenstand zu reflektieren und zu objektivieren – wie wir es nicht

nur bei Bourdieu, sondern auch bei Gouldner oder sogar Luhmann gesehen haben.

Durch die Brille der Systemtheorie betrachtet bestehen diese Formen der Selbstreflexivität wieder aus diversen Selbstbeschreibungen, die in Form einer Soziologie der Soziologie wirksam werden – dies jedoch unter unterschiedlichen theoretischen Vorzeichen. Dass diese Reflexionstheorien so divers sind, kann – auch das haben wir bereits sehen können – zu „Reflexionskonflikten“ (Kieserling, 2004, S. 14) führen, die um die Anerkennung im System konkurrieren. Das ist vor allem der Fall, wenn die Selbstbeschreibung innerhalb des Systems umstritten ist. Im Fall der Soziologie und ihrer Positionierung zu ihrem Untersuchungsgegenstand hat sich bereits mehr als einmal unter Beweis gestellt, dass das Potenzial zu heftigen Kontroversen vorhanden ist.

Und hier kommen wir zu der zweiten Reflexionsebene. Welche Semantik wird in diesen Selbstbeschreibungen angewandt, wie wird also in den Selbstbeschreibungen Sinn erzeugt? Kieserling (2004) bezieht sich in dieser Frage insbesondere auf die Abgrenzung soziologischer Sprache von anderen Teilsystemen. Diese zieht ihre Grenze zu den anderen Teilsystemen, indem sie sich selbst dem Wissenschaftssystem zuordnet (und nach Luhmann auch nur zuordnen kann) und sich somit auch von der Semantik anderer Teilsysteme abgrenzt. Ihre Reflexionstheorie ist die des Wissenschaftssystems. Konkurrenz droht von anderen Teilsystemen, die ebenso eine eigene Beschreibung der Gesellschaft durchsetzen wollen, namentlich von den Massenmedien und diversen Protestbewegungen. Selbstbeschreibungen sind immer affirmativ und selbstreferenziell. Die Anwendung bestimmter Semantiken ist letztlich emergent aus der Reflexionstheorie, sie ist aber nicht begründungsbedürftig. In schriftlicher Form vorliegend, beschreiben diese Semantiken als geschlossenes und in sich logisches System: die Soziologie selbst.

2.2.2 Zwischenfazit

Auf mehreren Ebenen soll nun ein Resümee gezogen werden. Zunächst geht es darum, die theoretischen Inhalte der Systemtheorie auf Grenzziehungen in der Soziologie zu überprüfen. Wenn sich die Soziologie selbst untersucht, entsteht eine doppelte Betrachtungsebene, die in dieser Arbeit zwangsläufig mitschwingt. Sie ist einem Fazit verpflichtet, das die Systemtheorie aus der Perspektive einer Beobachtung zweiter Ordnung heraus betrachtet.

Selbstbeschreibungen, Semantik und Grenzziehungen

Wir haben gesehen, dass die Systemtheorie durchaus hilfreiche Angebote macht, um sich der Soziologie und Grenzziehungen innerhalb der Soziologie zu nähern. Grenzziehungen spielen in der Systemtheorie schon allein deshalb eine Rolle, weil sich Systeme durch eine Differenz zwischen System und Umwelt konstituieren. Systeme beschreiben sich in Hinblick auf ihre Umwelt, indem sie eine Differenz zwischen sich und der Umwelt erzeugen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang der Begriff der Semantik, denn erst die Semantik generiert Sinn im System und orientiert Systemoperationen.

Indem man die Semantik von der Selbstbeschreibung analysiert, lässt sich ein Standpunkt einnehmen, der zunächst darauf schaut, welche Angebote der Sinnverarbeitung und der Grenzziehung gemacht werden und wie Sinn innerhalb unterschiedlicher, gegebenenfalls auch miteinander konkurrierender Selbstbeschreibungen konstruiert wird. In Bezug auf Sinnkonstruktionen in den Selbstbeschreibungen die Semantik in den Blick zu nehmen, setzt deshalb zunächst weder einen spezifischen Gesellschaftsbegriff voraus noch werden von vornherein Beziehungen zwischen Soziologie und Gesellschaft definiert. Selbstbeschreibungen werden vielmehr als Reflexionsinstanz eines Systems in Hinblick auf sich selbst begriffen: Das System selektiert aus einer Auswahl verschiedener Möglichkeiten, die historisch kontingent sind, und reduziert Komplexität. Auf Selbstbeschreibungen zurückzugreifen, ermöglicht zudem eine empirische Operationalisierung von Grenzziehungen und Sinnkonstruktionen.

Die Sonderposition der Soziologie

In der Systemtheorie nimmt die Soziologie eine Sonderposition ein. Sie fertigt stets Beschreibungen eines Systems an, das bereits von anderen Beschreibungen umstellt ist. Somit muss sie sich mit ihren eigenen Selbstbeschreibungen zunächst gegen andere behaupten, denn sie fügt der Gesellschaft letztlich nur eine weitere Selbstbeschreibung hinzu. Deshalb muss sie auch markieren, was ihre Selbstbeschreibung von anderen unterscheidet. Zentral ist auch in diesem Zusammenhang das Konzept der Semantik: Die Soziologie muss sich dem System Wissenschaft zuordnen, um eine Arbeitsgrundlage zu haben. Sie schafft den Bruch zu anderen Systemen anhand der von ihr eingesetzten Semantik. Mit dieser Distinktion also, indem sie Reflexionstheorien anfertigt, die dem Wissenschaftssystem angehören, erzeugt sie wiederum Sinn, der auch nur anschlussfähig an das Wissenschaftssystem ist.

Zudem sind die Grenzen der Soziologie zum System Gesellschaft prekär. Denn die Soziologie fertigt eine Beschreibung der Gesellschaft innerhalb der Gesellschaft an und kann entsprechend ihrer Gesellschaftlichkeit nicht entinnen.

Auch deshalb ist die Zuordnung der Soziologie zum System Wissenschaft essenziell. Dennoch: Sie hat immer eine doppelte Orientierung. Wenn sie andere Systeme (fremd-)beschreibt, fertigt sie stets auch eine Selbstbeschreibung von sich selbst an. Sie muss fortwährend den Status zu den anderen Teilsystemen klären: Partizipiert sie in deren Selbstbeschreibung oder nicht?

Laut Luhmann sind Selbstbeschreibungen selbstreferenziell und emergent. Es gibt keine „besseren“ oder „schlechteren“ Selbstbeschreibungen. Auf der anderen Seite verweist Luhmann darauf, dass es durchaus Reflexionseliten sind, die Selbstbeschreibungen anfertigen, und dass diverse Selbstbeschreibungen darum konkurrieren, das System zu orientieren. Es zeigt sich jedoch in den Ausführungen, dass die Systemtheorie letztlich die Rechnung ohne den Wirt, also ohne den Akteur, gemacht hat. Denn über Jahrzehnte haben sich auf disziplinärer Ebene Debatten entfaltet, die die Frage nach den Grenzen zu ihrem Untersuchungsgegenstand neu verhandeln. So bleibt ungeklärt, wer eigentlich diese Semantiken produziert und welche Funktion diese Selbstbeschreibungen haben. Welche Semantiken also produzieren – entsprechend Stähelis Vorstellung einer „konstitutiven Nachträglichkeit“ von Semantik – erst nach einer gewissen Zeit bestimmte Sinnangebote?

Ontologie vs. Autologie

Wir haben im vorhergehenden Abschnitt sowie in Kapitel 2.1 gesehen, dass nicht nur die Systemtheorie, sondern auch andere soziologische Theorieströmungen versucht haben, das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand, der Gesellschaft, zu reflektieren. Wie also kann Soziologie etwas über Gesellschaft wissen, was ist ihr Referenzpunkt und demnach auch ihr eigener Standpunkt? Wie kann sie die Position zu ihrem Untersuchungsgegenstand reflektieren, korrigieren oder gar objektivieren? Diese Fragen nach der Beschaffenheit, also auch nach der Ontologie des Gegenstandes der Soziologie, werden beispielsweise bei Bourdieu (1991) beantwortet. Demnach müssen Forschende auf Distanz zu ihrem Untersuchungsgegenstand gehen, um sich so von ihrer Einbindung in den Forschungsgegenstand zu befreien und die Produktion von „Spontansozilogie“ (Bourdieu et al., 1991, S. 15) zu vermeiden. Die Antwort auf diese ontologische Problemkonzeption ist bei Bourdieu eine epistemologische: die wissenschaftliche Methode.

Aus Sicht der Systemtheorie wären diese Versuche nichts anderes als eine Reflexionstheorie, die den Anspruch hat, ein Problem zu beschreiben und in seiner Komplexität zu reduzieren. Die Antwort der Systemtheorie ist eine andere: Die Subjektperspektive wird durch eine Theorie sozialer Systeme ersetzt. Die ontologische Frage, wie Soziologie Gesellschaft beobachten kann, wenn sie doch

selbst Teil der Gesellschaft ist, wird zu einer autologischen Feststellung: Soziologie sagt immer etwas über sich selbst aus, wenn sie Gesellschaft beschreibt. Sie beschreibt sich gewissermaßen selbst. Dementsprechend sind Grenzziehungen der Soziologie inhärent, wenn sie über Gesellschaft spricht. Das bedeutet, dass die Soziologie mit allem, was sie über sich selbst sagt, auch eine Grenze dazu zieht, was sie alles *nicht* ist.

Das Problem der Selbstreferenz

Hier kommen wir aber zu einem Punkt, in dem sich letztlich zeigt, dass die Systemtheorie in Bezug auf ihre eigenen Aussagen zirkulär ist: Denn auch diese Aussagen stellen letztlich eine Selbstbeschreibung der Soziologie dar. Bleiben wir also im Theoriemodell und in der empirischen Analyse ausschließlich bei der Systemtheorie, so sind damit einige Implikationen verbunden:

- 1) Epistemologisch gesehen verpflichtet die Systemtheorie die Forschenden auf einen ganz speziellen Standpunkt. Und wie bereits Luhmann beschrieben hat, bleibt immer ein blinder Fleck bei der Beobachtung, nämlich derjenige, von dessen Standpunkt der Beobachter ausgeht. Natürlich wäre es im Zuge einer systemtheoretischen Analyse vollkommen legitim, genau diese Prämissen anzuerkennen. Das würde bedeuten, dass die Selbstbeschreibung der Systemtheorie als Reflexionstheorie anderen Reflexionstheorien des Systems über das System vorzuziehen ist.
- 2) Die Systemtheorie ist einem ganz spezifischen Gesellschafts- und Soziologiebegriff verpflichtet: Sie sieht die Soziologie als ein Teilsystem der Gesellschaft, das autopoietisch funktioniert. Die Systemtheorie ist blind für Akteure und deren Interessen. Soziologie ist also nicht über einen Akteursbegriff empirisch operationalisierbar. Selbstbeschreibungen werden nur verschriftlicht anerkannt und funktionieren rein selbstreferenziell. Sie haben nur indirekt etwas mit strategischen Interessen bestimmter Akteure zu tun; die Systemtheorie bleibt immer auf der Ebene des Systems. An dieser Stelle wird die Limitierung der systemtheoretischen Perspektive sichtbar. Zwar erscheint diese Annahme aus struktureller Sicht durchaus plausibel, bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass die feinere Körnung fehlt, die ja insbesondere für diese Arbeit von Interesse ist. Denn für die Systemtheorie ist es letztlich unerheblich, wer die Selbstbeschreibungen anfertigt und zu welchem Zweck – auf Systemebene nivellieren sie sich ohnehin als eine Selbstbeschreibung zwischen anderen. Schimank schlägt in diesem Zusammenhang eine Alternative vor, indem er den Akteursbegriff auf die Systemtheorie anwendet

(Schimank, 2011). Dennoch operationalisiert er den Akteursbegriff aus der Perspektive der Systemtheorie selbst: Die Akteure und ihre Selbstbeschreibungen operieren auf Basis der Codes des Wissenschaftssystems, also wahr/unwahr. Somit hat sein Vorschlag wenig analytischen Wert, wenn es um eine empirische Analyse mit dem Anspruch geht, genau diesen Lehrbuchcharakter bzw. die Dichotomisierung soziologischer Selbstbeschreibungen in Hinblick auf Soziolog(inn)en aufzubrechen.

- 3) Luhmann ordnet die Soziologie dem Wissenschaftssystem zu. Denn obwohl sie ihrer Gesellschaftlichkeit nicht entrinnen kann, hat die Soziologie keine andere Arbeitsgrundlage als diejenige der Wissenschaft. Diese Selbstbeschreibung wiederum zeigt, wie Luhmann eine Selbstbeschreibung der Soziologie erzeugt, die nur einen Schluss zulässt. Hier also fertigt er eine Semantik an, die klar auf Distanz zu anderen Systemen geht, etwa zu den Massenmedien oder den öffentlichen Intellektuellen.
- 4) Wenden wir die Systemtheorie auf sich selbst an, entsteht ein Zirkularitätsproblem, das man auch als ein Problem der Selbstreferenz sehen kann. Denn Selbstbeschreibungen sind immer affirmativ, selbstreferenziell und in sich geschlossen. Sie sind nicht kritisch sich selbst gegenüber und decken genau *nicht* die Paradoxien auf, die sich aus dem nicht zu beobachtenden „unmarked space“ ergeben. Ihre Grenzen zwischen den Systemen sind dementsprechend glatt und emergent. Sie müssen sich nicht legitimieren, verteidigen oder rechtfertigen. Und obwohl die Selbstbeschreibung der Soziologie immer auch eine Positionierung zur Gesellschaft enthält, bleibt diese interessenlos und intern. Dies ist folgenreich für unser Vorhaben: Denn verbleiben wir in der weiteren Analyse der Arbeit ausschließlich in der epistemologischen Perspektive der Systemtheorie, so wird im Ergebnis jegliche Selbstbeschreibung eine in sich geschlossene, selbstreferenzielle Grenzziehung zwischen System und Umwelt sein, die neben anderen Selbstbeschreibungen steht. Es wird dementsprechend schwierig werden, etwaige Brüche, Paradoxien und Orientierungen vergleichend in einen Kontext zu setzen und herauszuarbeiten. Eine Wissenschaftssoziologie der Soziologie, die in der Perspektive der Systemtheorie verharren würde, hätte das Problem, letztlich keine neuen Erkenntnisse in Hinblick auf die Soziologie selbst zu erzeugen.
- 5) Zudem lässt sich in dieser Arbeit nicht vermeiden, selbst die eigene Beobachterposition in der Analyse zu reflektieren. Dieses Problem der Selbstreferenz ist nur bis zu einem gewissen Grad aufzulösen und kann unendlich

weitergesponnen werden. Auch diese Arbeit stellt eine von vielen möglichen Selbstbeschreibungen der Soziologie dar, wenn sie versucht, vorhandene Selbstbeschreibungen zu reflektieren.³⁴ Deshalb sei das Problem der Selbstreferenzialität und der Reflexion der Reflexion hier markiert. Der Anspruch, eine Außenperspektive auf die Disziplin einzunehmen und eine unabhängige Selbstbeschreibung anzufertigen, kann an dieser Stelle (und wahrscheinlich auch überhaupt) nicht eingelöst werden und wird auch nicht verfolgt. Vielmehr wird angestrebt, das Reflexionspotenzial zu erweitern, das eine solche Frage in sich trägt. Um sich also nicht auf eine spezifische epistemische Perspektive zu verpflichten, wird noch die Annäherung an eine andere epistemische Perspektive gesucht, die genau konträr zu Luhmanns Systemtheorie steht.

2.2.3 Perspektivierung zwei: Die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung

Epistemologische Ausgangsposition der sozialkonstruktivistischen Wissenschaftsforschung

Prinzipiell geht die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung (Science and Technology Studies, kurz STS) davon aus, dass Fakten, Wissen, Theorien und Technologien in der Wissenschaft nicht objektiv gegeben sind, sondern sozial konstruiert. Grundprinzipien des Sozialkonstruktivismus der STS lassen sich in Klassikern der Soziologie und Philosophie finden (bspw. Karl Marx, Max Weber oder Émile Durkheim), orientieren sich jedoch überwiegend an der phänomenologisch ausgerichteten Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann (1991[1966]), die mit ihrem Werk „The Social Construction of Reality“ als die Begründer des Sozialkonstruktivismus gelten (Sismondo, 2010). Berger und Luckmann gehen davon aus, dass Wirklichkeit durch die Konstruktion der Handelnden entsteht und auf dem Prinzip der Sinnhaftigkeit aufbaut. Wissen ist demzufolge etwas, das sich nicht aus der Vernunft herleitet, durch Beobachtung erhoben oder durch Konsens hergestellt wird. Wissen wird vielmehr im Prozess gebildet (Knoblauch, 2010).

„It is our contention, then, that the sociology of knowledge must concern itself with whatever passes for ‚knowledge‘ in a society, regardless of the ultimate validity or invalidity (by whatever criteria) of such ‚knowledge‘. And in so far as all human ‚knowledge‘ is developed, transmitted and maintained in social situations, the sociology of knowledge must

34 Siehe dazu auch Kurtz, 2007.

seek to understand the processes by which this is done in such a way that a taken-for-granted ‚reality‘ congeals for the man in the street. In other words, we contend that the sociology of knowledge is concerned with the analysis of the social construction of reality.“ (Berger et al., 1991[1966], S. 15)

Dieses Zitat zeigt Grundsätze, die den bunten und interdisziplinären Strauß der STS zusammenhalten: zunächst die situative soziale Gebundenheit von Wissen sowie die Frage, was in diesen Prozessen geschieht, dass Wissen zu Fakten wird bzw. zu einer „taken-for-granted reality“, also zu einer nicht mehr hinterfragten Realität.³⁵

Ein weiterer wichtiger Referenzpunkt für die Science and Technology Studies, diesmal aus der Philosophie, ist Ludwig Fleck mit seinem Werk „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ (Fleck, 1980[1935]). Auch er argumentierte schon früh, dass wissenschaftliche Erkenntnis als soziales Phänomen anzusehen ist und erst in einem Denkkollektiv entsteht. Dieses Kollektiv versteht er als „Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstils“ (Fleck, 1980[1935], S. 54 f.). Wichtig ist es Fleck hervorzuheben, dass Denkkollektive Beharrungstendenzen aufweisen – bestimmte Fakten werden als „taken-for-granted“ angesehen und andere Denkweisen oder Denkstile abgelehnt (Sismondo, 2010): „Das Individuum hat nie, oder fast nie das Bewußtsein des kollektiven Denkstiles, der fast immer einen unbedingten Zwang auf sein Denken ausübt und gegen den ein Widerspruch einfach undenkbar ist.“ (Fleck, 1980[1935], S. 56 f.)

Für die STS hat dies zwei Konsequenzen: Der Ansatz stellt die Frage des Wissens in den Vordergrund und ist – im Gegensatz zur Systemtheorie – akteurszentriert.³⁶ Wissenschaftler(innen) werden zu aktive Agenten in der Konstruktion wissenschaftlicher Objekte (nicht nur passive Beobachter). Der Entstehungskontext von Wissenschaft, das Labor, Methoden, epistemologische Grundlagen, disziplinäre Grenzen oder Arbeitsstile (Ritsert, 2009; Sismondo, 2010)

35 Eine Kritik an der „sozialen Konstruktion“ bietet Hacking (1999). Für ihn ist diese zu einer Metapher geworden, die zwar einst nützlich war, um eine wissenschaftliche Ideologie zu dekonstruieren, nun aber überstrapaziert ist und deshalb nicht mehr in der Lage, interessante Fragen an die Wissenschaft zu stellen. Mit ihr scheint man lediglich zeigen zu können, dass bestimmte wissenschaftliche Fakten nicht unausweichlich gewesen wären.

36 So ist beispielsweise Latours Forderung „follow the actors“ (Latour, 2005, S. 12) als konstitutives Element seiner Akteur-Netzwerk-Theorie zu sehen.

werden ebenso zum Untersuchungsgegenstand wie die Verhandlung wissenschaftlicher Expertise im politischen Raum (Jasanoff, 1995b; Jasanoff, 2005; Jasanoff, 2011; Hilgartner, 2000). Wichtig ist deshalb, *wie* Objekte sozial konstruiert werden, *wie* Wissen über diese Objekte entsteht, sodass sie als real gelten und das Wissen darüber als „taken-for-granted“ erscheint. Um dieses Wie zu untersuchen, nutzen die STS das wissenschaftsphilosophische Konzept der „Inversion“ (Woolgar, 1988, S. 36; Ritsert, 2009). Nicht also Objekte an sich sind real, sondern erst ihre Konstruktion. Wissenschaft macht ihre Objekte. „Wissenschaftliche Weltkonzeptionen [konstituieren] die Welt, ‚wie sie wirklich ist‘.“ (Knorr-Cetina, 2002, S. 19) Epistemologisch geht es darum, Objekte und Wahrheiten nicht als gegeben anzunehmen und der Wissenschaft damit keinen passiven Part zuzuweisen. Es geht eben gerade darum, als unumstößlich erscheinenden Wahrheiten zu dekonstruieren. Die „Black Box“ (Sismondo, 2010, S. 120) der Produktion von Wissen, Fakten und Artefakten wird damit geöffnet.

Damit distanzieren sich Ansätze aus den STS von essenzialistischen Wissenschaftsvorstellungen. Sie begreifen Wissenschaft als soziales Unterfangen, das ebenso postkolonialer wie feministischer Kritik ausgesetzt ist (vergleiche dazu unter anderem Haraway, 1989; Haraway, 1991; Keller, 1985; Visvanathan, 1997). Essenzialistische Vorstellungen von Wissenschaft sind aus der Perspektive der STS deshalb nicht als Zustandsbeschreibung zu begreifen, sondern als Forschungsgegenstand. Wissenschaft ist kein „besonderer Fall“, der sich durch spezielle Werte von anderen Vorhaben unterscheidet. In diesem Sinn fungiert das in den 1970er-Jahren entwickelte „strong programme in the sociology of knowledge“ (Bloor, 1991[1976]; Barnes et al., 1982; MacKenzie, 1981; Shapin, 1975) als Grundsatzprogramm der STS und vereint die oben bereits erläuterten sozialkonstruktivistischen Grundsätze. Am konzisesten bringen die „four tenets“ (Bloor, 1991[1976], S. 7) diese auf den Punkt. Eine „sociology of scientific knowledge“ hätte dementsprechend den Postulaten der „causality, impartiality, symmetry und reflexivity“³⁷ (Bloor, 1991[1976], S. 7) zu folgen. Insbesondere der Grundsatz der Symmetrie ist in STS-Analysen allgegenwärtig. Gehen essenzialistische Ansätze davon aus, dass „wahres“ Wissen im Gegensatz zu

37 „1. It would be causal, that is, concerned with the conditions which bring about beliefs or states of knowledge [...]. 2. It would be impartial with respect to truth and falsity, rationality or irrationality, success or failure. Both sides of these dichotomies will require explanation. 3. It would be symmetrical in its style of explanation. The same types of cause would explain, say, true and false beliefs. 4. It would be reflexive. In principle its patterns of explanation would have to be applicable to sociology itself.“ (Bloor, 1991[1976], S. 7)

„unwahrem“ Wissen auf vermeintlich puren, wissenschaftlichen und objektiven Grundlagen aufbaut, so unterscheidet eine symmetrische Vorgehensweise nicht zwischen „wahrem“ und „unwahrem“ Wissen, sondern verwendet für beide Seiten die gleichen Erklärungsprinzipien.³⁸

Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft „in the making“

Aus den vorhergegangenen Ausführungen wird deutlich, dass in den STS alles fluide und permanent im Entstehen begriffen ist. Deshalb hat die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung eine radikal andere Perspektive als differenzierungstheoretische Ansätzen: Sie geht gerade nicht von Systemen und emergenten Systemgrenzen aus. Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft werden konstruiert, sind „in the making“.

In den STS werden Grenzen in unterschiedlichster Weise thematisiert. So beschreibt Latour die Trennung von Politik und Wissenschaft als „Purifikationsarbeit“ einer Gesellschaft, die sich im Zuge der Aufklärung als „modern“ begreift, indem sie zwischen Natur und Kultur unterscheidet (Latour, 1993, S. 10 ff.). Jasanoff (2004b) versteht Wissenschaft und Staat wiederum als Instanzen, deren Grenzen einander co-produzieren. Besonders deutlich werden solche Momente der Co-Produktion in Kontroversen, also in Situationen, in denen der Wahrheitsgehalt von Grenzwerten, Krankheitsrisiken oder Forschungsergebnissen (z.B. vor Gericht oder in politischen Gremien) verhandelt wird und sich in konkreten Gesetzesvorlagen oder Richtlinien niederschlägt.

Deshalb haben auch essenzialistische Wissenschaftsvorstellungen aus Sicht der STS ihren Sinn: Denn genau diese sind es, die Wissenschaft vor externer Einflussnahme zu schützen versuchen, indem sie die Wissenschaft als ein besonderes System im Vergleich zur Politik oder Wirtschaft darstellen, wie der Aufsatz „The Republic of Science“ (Polanyi, 2000[1962]) zeigt:

„[...] we may affirm that the pursuit of science by independent self-coordinated initiatives assures the most efficient possible organization of scientific progress. And we may add, again, that any authority which would undertake to direct the work of the scientist centrally would bring the progress of science virtually to a standstill.“ (Polanyi, 2000[1962], S. 3)

38 Für eine ausführliche Darstellung der Kritik an Bloor's Thesen (Bloor-Laudan-Kontroverse) sowie die dahinter liegenden wissenschaftsphilosophischen Annahmen siehe Ritsert, 2009, S. 239–256.

Polanyi konstruiert Wissenschaft als einen hoch idealisierten Raum, der funktioniert, wie eine Demokratie. Unabhängige Forschende finden sich zusammen und arbeiten konkurrenzorientiert daran, den wissenschaftlichen Fortschritt voranzutreiben (Stehr, 2015). Am besten gelingt dieser Fortschritt, wie Polanyi in dem oben genannten Zitat hervorhebt, wenn die Wissenschaft selbstorganisiert arbeiten kann. Für die Selbstorganisation nutzt er die Metapher der „invisible hand“ (Polanyi, 2000[1962], S. 3). Damit zieht er den Vergleich nicht nur zur modernen Demokratie, sondern ebenso zur liberalen Wirtschaft. Nur solange die Wissenschaft nicht durch Eingriffe von außen kontrolliert und beeinflusst wird, ist ein effizienter und reibungsloser Fortschritt gewährleistet:³⁹

„When we reject today the interference of political or religious authorities with the pursuit of science, we must do this in the name of the established scientific authority which safeguards the pursuit of science.“ (Polanyi, 2000[1962], S. 15)

Er reklamiert ebenso wie Merton (1973) spezifische Werte für wissenschaftliches Arbeiten, die sowohl die Integrität der Forschenden als auch die Reliabilität der Ergebnisse und die Autorität wissenschaftlichen Wissens gewährleisten. Merton stellt in seinem Aufsatz „The Normative Structure of Science“ (Merton, 1973) vier institutionelle Imperative vor – universalism, communism, disinterestedness, organized scepticism –, die den Ethos der Wissenschaft ausmachen. Diese Imperative beruhen auf einem moralischen Konsens der Forschenden:

„Although the ethos of science has not been codified, it can be inferred from the moral consensus of scientists as expressed in use and wont, in countless writings on the scientific spirit and in moral indignation directed toward contraventions of the ethos.“ (Merton, 1973, S. 269)

Auch Merton konstatiert, dass das wissenschaftliche Ethos nur sich selbst gerecht werden kann, durch die Politik jedoch wiederum verunreinigt werden würde:

39 So unterliegt auch die Beurteilung wissenschaftlichen Wissens den Peers, die es anhand allgemein anerkannter Kriterien bewerten: 1. der Grad an Plausibilität. 2. der wissenschaftliche Wert, der sich misst an der Exaktheit (accuracy), der systematischen Bedeutung (systematic importance) und am dem Forschungsgegenstand inhärenten Interessantheitswert (intrinsic interest of its subject matter), 3. seine Originalität (originality) (Polanyi, 2000[1962], S. 5 f.).

„The ethos of science involves the functionally necessary demand that theories or generalizations be evaluated in terms of their logical consistency and consonance with facts. The political ethic would introduce the hitherto irrelevant criteria of the race or political creed of the theorist.“ (Merton, 1973, S. 258)

Das Konzept der boundary work

Polanyis wie auch Mertons Werk liest sich aus Sicht der STS als Demarkationsinstrument zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Wissenschaftliches Wissen zeichnet sich durch spezielle, nur der Wissenschaft eigene Kriterien aus. Dadurch gewinnt wissenschaftliches Wissen an besonderer Autorität gegenüber anderen Wissensformen. Diese Autorität kann jedoch nur aufrechterhalten werden, wenn die Prinzipien der Autonomie und Selbstorganisation der Wissenschaft von außen unangetastet bleiben. Analytisch fassen lässt sich diese Art der Demarkation mit dem Konzept der boundary work (Gieryn, 1983; Gieryn, 1995; Gieryn, 1999):

„Boundary-work occurs as people contend for, legitimate, or challenge the cognitive authority of science – and the credibility, prestige, power, and material resources that attend such a privileged position. Pragmatic demarcations of science from non-science are driven by a social interest in claiming, expanding, protecting, monopolizing, usurping, denying, or restricting the cognitive authority of science. But what is ‚science‘? Nothing but a *space*, one that acquires its authority precisely from and through episodic negotiations of its flexible and contextually contingent borders and territories. Science is a kind of spatial ‚marker‘ for cognitive authority, empty *until* its insides get filled and its borders drawn amidst context-bound negotiations over who and what is ‚scientific‘. Put another way, the authority of science is reproduced as agonistic parties fill in the initially empty space with variously selected and attributed characteristics, creating a cultural map that, if accepted as legitimate, advances their interests. In these cartographic contests over *distributions* of scientific authority among diverse people, practices, and knowledge claims, the link between authority and the space marked ‚science‘ is made ever more secure.“ (Gieryn, 1995, S. 405 f., Hervorhebung im Original)

An den Texten von Polanyi und Merton wird deutlich, was Gieryn meint. Beide entwerfen eine „cultural map“, einen „spatial marker“, der Wissenschaft als besondere Institution im Vergleich zu anderen Bereichen auszeichnet. Im Fall von Polanyi ist es eine selbstorganisierte, von – und hier bezieht sich Polanyi auf Adam Smith – der unsichtbaren Hand geleitete Republik. Im Falle Mertons stellt sich Wissenschaft als Institution dar, die auf einem ganz spezifischen Ethos beruht, dessen Umsetzung quasi schon intrinsisch durch die moralische Gesinnung

der Forschenden garantiert ist. Durch diesen geschützten Raum, den sie erschaffen, indem sie Wissenschaft von Nicht-Wissenschaft abgrenzen, ist ebenso die Autorität der Wissenschaft garantiert. Wir sehen zugleich, dass Polanyi wie auch Merton den Raum mit unterschiedlichen Rhetoriken besetzt. Hier kann der konstruktivistische Charakter von boundary work geltend gemacht werden: Denn erst durch das Auffüllen dieses Raums mit Bedeutung wird überhaupt definiert, was Wissenschaft im Vergleich zu Nicht-Wissenschaft eigentlich ausmacht. Das, was Gieryn als „empty space“ bezeichnet, wird also mit Sinn gefüllt.

Gieryn geht es, wie auch anderen Ansätzen der STS, um Dekonstruktion. Für ihn stellen cultural maps im Kern „credibility contests“ (Gieryn, 1999, S. 1) dar. Sein Anliegen ist es zu beschreiben, wie mithilfe dieser „credibility contests“ epistemische Autorität erzeugt wird, um die Interessen der Forschenden (die nach Gieryn alles andere als rein moralisch und intrinsisch sind) durchzusetzen.

„Science becomes a ‚cultural space‘: it is made locatable (and interpretable) by spatial segregations that highlight contrasts to other kinds of knowledge, fact-making methods, and expertise; boundaries define insiders and outsiders, while labeled landmarks give distinctive illustrations of each side; scale is enlarged to show internal differentiations within science or reduced to make science a single spot like Mount Science; coordinates tell us where we end up when we move away from science in various directions – toward faith to the East perhaps, politics to the West, techno-wonders to the South, error and ignorance to the North. We arrive at meaningful understandings of science (its products, people, practices, and potentials) by seeing or hearing about its place on a map, and we form images of its contents and capabilities by remembering where it has been located in spatial relation to places it is not.“ (Gieryn, 1999, S. 10 f.)

Drei Formen, die wissenschaftliche Autorität mithilfe von Grenzarbeit zu behaupten, nennt Gieryn: 1. „Expulsion“; 2. „Expansion“; 3. „Protection of Authority“ (Gieryn, 1999, 15 ff.): Durch Ausschlussverfahren (expulsion) versuchen rivalisierende Parteien meist innerhalb der Wissenschaft die Autorität darüber zu erlangen, wie der Terminus „wissenschaftlich“ ausdefiniert wird. Ziel ist es darzustellen, dass sie die Deutungshoheit über ihre Art von Wissenschaft haben, die die einzig legitime und wissenschaftlich fundierte ist. Die Konkurrenten hingegen werden von der cultural map geschoben oder wenigstens an ihre Ränder gedrängt. „Real science“ (Gieryn, 1999, S. 16) wird rhetorisch abgegrenzt von anderen Formen von Wissenschaft wie „pseudoscience, amateur science, deviant or fraudulent science, bad science, junk science, popular science“ (Gieryn, 1999, S. 16). Hier wird Grenzarbeit zu einem Instrument der sozialen Kontrolle und Sozialisierung. Forschende lernen, welche Art von Wissenschaft

legitim ist. Expulsion findet meist statt zwischen Lagern, die sich im sogenannten *Mainstream* und außerhalb des *Mainstreams* verorten, konventionell oder revolutionär sind, orthodox oder heterodox. Hier stellt sich jedoch die Frage, *wer* in welches Lager gehört. Es geht dabei nicht grundlegend darum, die Autorität der Wissenschaft zu demontieren, sondern darum, den unterschiedlichen Lagern mögliche strategische Vorteile zu verwehren, die sich aus ihrer Definition von Wissenschaft ergeben.

Expansion der Autorität geht damit einher, sich in andere Domänen hinein auszudehnen, welche ebenfalls Autorität für sich behaupten. Hier wird ein Kontrast zwischen den unterschiedlichen Wissensbeständen aufgebaut und die Überlegenheit der eigenen Perspektive demonstriert. Diese Form der Grenzarbeit wird beispielsweise besonders virulent, wenn es um gerichtliche Kontrolle geht. Andere Formen der Expertise werden als weniger verlässlich und „wahr“ gekennzeichnet als diejenigen, die durch die Wissenschaft repräsentiert werden. Die letzte Form von Grenzarbeit schützt die Autonomie der Wissenschaft, um den Einfluss externer Interessen gering zu halten. Insbesondere die Einflussnahme durch Politik und Wirtschaft wird abgewehrt, indem Schutzwälle errichtet werden, um Autonomie in Bezug auf die Bestimmung von Forschungsfragen oder Standards in der eigenen Domäne zu behalten. Hier wird eine *cultural map* gezeichnet, die zum Ziel hat, die Oberhand über Definitionen von „guter Wissenschaft“ selbst zu behalten und nicht an die Politik oder auch die Massenmedien abzugeben.

Gieryn macht in seinen Ausführungen deutlich, dass eine *cultural map* der Wissenschaft kontextgebunden und lokal sowie rein strategisch zu verstehen ist: „Boundary work is strategical practical action“ (Gieryn, 1999, S. 23). Zudem muss epistemische Autorität immer da verteidigt werden, wo Kontroversen im Spiel sind. Dort also, wo die Grenzen der Wissenschaft bedroht oder herausgefordert werden, wird Grenzarbeit besonders sichtbar: „Epistemic authority exists only to the extent that it is claimed by some people [...] and denied by others“ (Gieryn, 1999, S. 14).

Ideologien und Rhetoriken als Grenzarbeit

Probates Mittel für die Grenzarbeit ist der Einsatz spezifischer Rhetoriken. Gieryn nennt Grenzarbeit deshalb einen „rhetorical style“ (Gieryn, 1983, S. 782). Spezifische Normen und Werte hervorzuheben, spielt für die Demarkation zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft eine große Rolle. Solche Normen bezeichnet Gieryn als Ideologien. Grenzarbeit drückt sich deshalb auch durch eine spezifische „professional ideology“ (Gieryn, 1983, S. 782) aus. Gieryn bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Mulkay

(1976; 1979; 1980). Dieser begreift die Normen, die in essenzialistischen Wissenschaftsvorstellungen dominieren, als ideologisches Begriffsvokabular von „vocabularies of justification which are used to evaluate, justify and describe the professional actions of scientists“ (Mulkay, 1976, S. 653 f.).

Es existieren eine Reihe weiterer Beispiele, in denen sich Normen als eine Art ideologisch aufgeladener Kampfbegriff zeigen: So bedient sich Merton in seinem Aufsatz „Science and the Social Order“ (Merton, 1973) einer Rhetorik der „norms of pure science“ (Merton, 1973, S. 260), um die Autonomie der Wissenschaft zu sichern.⁴⁰ Auch das Postulat „science for science sake“ – also Wissenschaft um der Wissenschaft willen –, das im späten 19. Jahrhundert entstand und das Bild einer puren Wissenschaft prägte, stellt eine Ideologie dar, und zwar eine besonders machtvolle (Mulkay, 1976). Wissenschaft war nicht länger nur nützlich, wenn in irgendeiner Form anwendbar, sondern sie verkörperte einen eigenen Wert in sich. Letztlich barg diese Art der Rhetorik eine Möglichkeit, im Zuge der zunehmenden Professionalisierung wissenschaftlicher Communitys neue politische Fördermöglichkeiten aufzutun, die auf den Prinzipien der wissenschaftlichen Autonomie und der Freiheit der Forschung beruhten. Mit Blick darauf sollte Wissenschaft als besonderes System dargestellt werden, das seinen eigenen Regeln folgt.⁴¹ In diesem Zusammenhang stellt Mulkay (1976) eine weitere Ideologie heraus, die sich an der Vorstellung orientiert, dass Wissenschaft ein Modell für Demokratie ist. Das Ethos der Wissenschaft und die vorbildlichen Normen, mit denen wissenschaftliches Wissen verhandelt wird, die Rolle der Wissenschaft für den nationalen Wohlstand und die „harten“ Fakten, die Wissenschaft per rigorose Methode zutage brachte, machten Wissenschaft unabdingbar für die Vorstellung von Demokratie. Mulkay bezieht sich auf Tobey (1971), wenn er schreibt: „American democracy is the political version of the scientific method.“ (Mulkay, 1976, S. 651)

40 Auch Mulkay (1976) begreift Mertons Normen als Ideologie. Er geht ebenso auf Mitroff (1974) ein, der sich mit Counternormen beschäftigt. Mitroff zeigt, dass zu jeder der Merton'schen Normen (CUDOS) sogenannte Counternormen existieren, auf die sich Wissenschaftler(innen) ebenso beziehen. Beispiele hierfür sind: universalism vs. particularism; communism vs. solitariness; disinterestedness vs. interestedness; organized skepticism vs. organized dogmatism (Mitroff, 1974, S. 592). Mulkay kritisiert an Mitroffs Untersuchung, dass der normative und somit auch der institutionalisierte und inkorporierte Charakter der Counternormen nicht überzeugend dargestellt werden. So ist auch diese Art von Normen eine Form der Ideologie.

41 Siehe dazu auch Kaldewey, 2013.

Auch die wissenschaftliche Objektivität kann als eine solche Ideologie bezeichnet werden. Die Wissenschaftshistoriker Daston und Galison (1992; 2007) stellen eindrücklich dar, wie sich Objektivität im Laufe der Zeit zu einer neuen „epistemic virtue“ (Daston et al., 2007, S. 16) entwickelte. Objektivität wird von Daston und Galison nicht nur als wissenschaftliche Praxis, sondern als Selbstverständnis dargestellt. Subjektivität, als Gegenbegriff zu Objektivität, wird zur Gefahr für wissenschaftliches Arbeiten. Die Autoren unterscheiden zwischen mechanischer und struktureller Objektivität, die historisch kontingent und an unterschiedliche Subjektivitätsvorstellungen gebunden sind:

„Mechanical objectivity was indifferent to the subjectivity of, for example, personal idiosyncrasies; rather, it combatted the subjectivity of scientific and aesthetic judgment, dogmatic system building, and anthropomorphism. It took on a moral aspect because these aspects of subjectivity were thought amenable to control through self-restraint; it centered on the scientific image because images were thought least vulnerable to such subjective intrusions – protective charms against ambiguity, bad faith, and system building.“ (Daston et al., 1992, S. 82)

Im Gegenzug zu mechanischer Objektivität, die überwiegend über Bildmaterial (beispielsweise Fotografien oder Röntgenaufnahmen) generiert wurde, bezieht sich strukturelle Objektivität nicht auf das Sichtbare, sondern auf Strukturen. Das können Sequenzen oder Elemente der Mathematik sein. Im Gegensatz zu mechanischer Objektivität beruht die Subjektivitätsvorstellung struktureller Objektivität nicht auf Zügelung („restraint“) wissenschaftlicher Subjektivität – die immer gefährdet ist, dem Forschungsobjekt seine eigenen Vorstellungen aufzudrängen –, sondern auf Verzicht. Die Vorstellung des Subjekts ist hier diejenige eines „claustal private self menaced by solipsism“ (Daston et al., 2007, S. 257). Der Verzicht zeichnet sich dadurch aus, dass man die eigenen Vorstellungen und Ideen zugunsten der formalen Strukturen aufgibt.

Selbst wenn Daston und Galison (1992) konstatieren, dass kontemporäre Vorstellungen von Objektivität Komponenten diverser Objektivitätsvorstellungen miteinander vermischen, so ist doch das Hauptargument der Autoren, dass mit dem Aufkommen des Objektivitätsbegriffs moralische Implikation verbunden waren. Moral wurde verstanden im Sinne von Eigendisziplin, als eine Wertvorstellung, die dem politisch-religiösen Klima der viktorianischen Zeit entsprach. Es ging darum, den „inneren Feind“⁴² mit Arbeitsdisziplin, wissenschaft-

42 Siehe dazu auch Goethes Ausführungen über den „Versuch als Mittler von Objekt und Subjekt“: „[...] denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkennt-

licher Methode und genauer Messtechnik zu bekämpfen. Die moralische Komponente ist eng verzahnt mit inneren Konflikten der Forschenden: Vorstellungskraft und Urteilsvermögen mussten diszipliniert werden. Mangelnde Disziplin jedoch wurde mit Ungeduld, Genussucht, Selbstgefälligkeit und negativen Zügen bis hin zur Unredlichkeit verbunden, alles Eigenschaften, die am besten im Kern erstickt werden, „by assuming the persona of one’s own sharpest critic, even in the heat of discovery“ (Daston et al., 1992, S. 118). Die Maschine bot eine perfekte Blaupause für all diese Eigenschaften: Unbeeindruckt von persönlichen Einflüssen stellte sie die „nackten Tatsachen“ dar. Konzeptionen von Objektivität gewährleisteten also eine Unterscheidung zwischen Fakt und Wert. Dass gerade in faktenorientierter Objektivität Moral enthalten sein kann, liegt daran, dass Objektivität ein Gegenbegriff ist. Es zählt also nicht das, was in Objektivität enthalten ist, sondern all die als negativ erachteten subjektiven Eigenschaften, die von Objektivitätsvorstellungen ausgeschlossen sind. Objektivität umfasst deshalb das Ethos der Zurückhaltung bzw. die Moral der Prohibition.

Daraus hat sich im Weiteren die Demarkation dieser Formen der Zurückhaltung von anderen Formen entwickelt, wodurch letztlich die „doctrine of ‚value free‘ or ‚neutral‘ science“ entstand (Daston et al., 1992, S. 123). Objektivität gehört nach Daston zur „moral economy of science“ (Daston, 1995, S. 3). Objektivität und die dazugehörige Rhetorik stellten also eine Form der Grenzziehung dar, die eine Trennung zwischen Fakt und Wert, Subjekt und Objekt erzeugt. Das geschah, indem das Subjekt, also der Forscher, mit seinen eigenen Annahmen und Werturteilen zunächst als Gefahr für die wissenschaftliche Erkenntnis definiert und aus dem Erkenntnisprozess ausgeschlossen wurde.⁴³

nis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den Stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.“ (Goethe, Johann Wolfgang, 1949, S. 849 f.)

- 43 In Anschluss daran zeigt sich auch, wie Wissenschaft der Gesellschaft überlegenes Wissen produziert und deshalb als Legitimierungsressource für politische Entscheidungen genutzt wird (Hilgartner, 2000; Jasanoff, 2011). Legitimierung entsteht überwiegend durch den performativen Charakter der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Expertentums, das jegliche Form von „uncertainty“ (Callon et al., 2009) ausschließt. Die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem und lokalem Wissen, das in diesem Zusammenhang einen geringeren Stellenwert einnimmt, wird von der STS-

Ähnlich wie bei den oben genannten Beispielen ist auch Begriffen wie „pure“ oder „basic research“ eine „moral economy“ inhärent. So wie dem Postulat „science for science sake“ lag dem Begriff des „pure research“, später auch dem des „basic research“ die Annahme zugrunde, dass diese Art der Forschung sich durch ihre Reinheit auszeichnet, weil sie frei von praktischen Zielen ist (Stokes, 1997; Calvert, 2006). Hier lässt sich bereits Grenzarbeit par excellence beobachten: „An inherent tension between the goals of general understanding and applied use is thought to keep the categories of basic and applied research empirically separate.“ (Stokes, 1997, S. 9)⁴⁴

Calvert (2006) analysiert die rhetorischen Strategien, die sowohl von diversen Wissenschaftler(inne)n als auch politischen Akteuren eingesetzt werden, um eine Demarkationslinie zwischen „basic research“ und „applied research“ zu ziehen. Sie stellt zunächst heraus, dass der Begriff der Grundlagenforschung für den Ressourcenkampf an Bedeutung gewinnt, da Wissenschaft zunehmend Forderungen der Anwendungsorientierung ausgesetzt ist. Der Begriff „basic research“ ist, wie wir bereits im Zusammenhang mit anderen Rhetoriken gehört haben, historisch stark mit der Bedeutung der Autonomie von Wissenschaft besetzt, die keinen externen sozialen Zwängen ausgesetzt sein sollte (Calvert, 2006). Zudem hat sich wissenschaftspolitisch zunehmend die Bedeutung der

Literatur eingehend beschrieben (Wynne, 2003; Callon, 1986; Callon et al., 2009). So äußern sich Callon et al. (2009) aus kritischer Perspektive folgendermaßen: „Shut away in their laboratories, researchers are accorded complete autonomy, with increasing budgets, but in return, and this is the object of the delegation, they must come back with confirmed facts, as solid as the hardest granite. Autonomy and billions of euros is the price the collective pays these luxury mercenaries whose sole mission is to produce knowledge purged of all uncertainty.“ (Callon et al., 2009, S. 109) Und weiter: „Once politics has been purged of all scientific uncertainty, thanks to the great divide between specialists and laypersons, it remains to organize the debate that should lead to the expression of the general will.“ (Callon et al., 2009, S. 120)

- 44 Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Einführung des Terminus „basic research“ als eine Antwort auf das Unbehagen der Industrie mit den Termini „fundamental“ oder „pure research“ (Calvert, 2006): „Fundamental‘ and ‚pure research‘ refer to the attempt by experimental and theoretical means to understand the physical underpinnings of phenomena. The special term ‚basic research‘ refers here to fundamental studies carried out in the context of industry, which may lead to, but do not aim primarily at, application. Applied research, on the other hand, which encompasses engineering and technology, does aim primarily at practical application.“ (Stokes, 1997)

Grundlagenforschung für eine potenzielle Anwendung durchgesetzt (Bush, 1960; Slaughter, 1993). Auch hier wurde mit Grundlagenforschung erfolgreich Grenzarbeit betrieben. Die dahinter liegende Ideologie ist, dass nur Forschung, die kein konkretes Ziel verfolgt, letztlich zu grundlegenden Innovationen führen kann. Grundlagenforschung hat also für Forschende und Wissenschaftspolitik eine unterschiedliche Bedeutung: Aus Sicht der Wissenschaft stellt sie klar, dass Wissenschaft ohne externe Einflüsse betrieben werden muss. Die Wissenschaftspolitik wiederum macht deutlich, dass sie diese Autonomie respektiert und nicht interveniert. Dennoch wird, wie soeben formuliert, auch von der Wissenschaftspolitik die Hoffnung geäußert, dass gerade diese Grundlagenforschung zu Anwendungsmöglichkeiten führen kann. Zudem stellen Forschende ihre Arbeiten je nach Bedarf so dar, dass deren praktischer Nutzen ersichtlich wird.

Grundlagenforschung ist also ein Begriff mit flexiblen Grenzen, dessen Bedeutung variieren kann. Oftmals unterschied sich die Selbstbeschreibung der Forschenden in Hinblick auf ein idealisiertes Bild von Grundlagenforschung (autonomous, curiosity-driven, unpredictable) von den aktuellen Anforderungen, denen die Forschenden durch ihre Förderorganisation ausgesetzt waren. Insbesondere in der Phase der Antragstellung rekurrten sie vermehrt auf die Rhetorik der Nützlichkeit von Grundlagenforschung. Calvert bezeichnet diesen flexiblen Einsatz der Rhetorik von Grundlagenforschung auch als „tailoring“ (Calvert, 2006, S. 208 ff.).

Nun haben wir es bei den genannten Beispielen mit zwei verschiedenen Formen der Sinnzuschreibung zu tun. So hat sich gezeigt, dass Begriffe wie „objectivity“, „pure research“, „basic research“ oder auch „science for the science sake“ keine Rhetoriken sind, die ohne Bedeutung in den Raum geworfen werden. Sie sind ideologisch mit Sinn aufgeladen, sie werden mit bestimmten Werten oder „epistemic virtues“ in Verbindung gebracht und beinhalten eine „moral economy“ (Daston, 1995). So hat auch Wissenschaft in manchen institutionellen Settings eine Stabilität, die über die lokale Ebene hinausgeht. Diese sieht Gieryn durchaus als relevante Ebene von Grenzarbeit an. Denn obwohl es sich bei Gieryn im ersten Moment so anhören mag, als vollzögen sich die Grenzziehungen im luftleeren Raum – „empty until its insides get filled“ (Gieryn, 1995, S. 405) –, ist die mit den Grenzziehungen verbundene Rhetorik bereits mit unterschiedlichen Ideologien behaftet. Gieryn schreibt, dass Wissenschaft mit historischen „Sedimentierungen“ besetzt ist, dass es also einen kartografischen Bedeutungsraum gibt, der bereits mit diversen Begrifflichkeiten aufgeladen ist (Gieryn, 1999).

Dementsprechend existieren bei den jeweiligen Akteuren immer „tacit images“ (Gieryn, 1999, S. 20) darüber, was Wissenschaft für sie bedeutet. Gera-

de die Dehnbarkeit und interpretative Flexibilität von Rhetorik in Hinblick auf unterschiedliche Ziele aber ist einer der interessanten Aspekte des Konzepts von boundary work: „science is already present but constantly made up [...]: science is practically useful but useless; quantitative and qualitative; experimental and observation based; [...] politically engaged and detached“ (Gieryn, 1999, S. 21). Dennoch müssen die stabilen impliziten Bilder von Wissenschaft nicht gleichbedeutend sein mit der Grenzarbeit, die betrieben wird. So bestimmen die lokalen Umstände, in welcher Weise die Grenzarbeit ausgeprägt ist: Ist die Autonomie der Wissenschaft bedroht, so wird „Purifikationsarbeit“ vorgenommen und Wissenschaft sorgfältig von jeglichen politischen oder wirtschaftlichen Interessen getrennt. Geht es um materielle Ressourcen, so wird das Prinzip umgedreht und die Relevanz für Wirtschaft und Politik in den Vordergrund gerückt (Gieryn, 1999, S. 23). Das entspricht letztlich Calverts Vorstellung von „tailoring“. Gieryn nennt diese volatilen Darstellungen auch „ideological self-descriptions“ (Gieryn, 1983, S. 783).

Zwischenbetrachtung

Die Ausführungen machen deutlich, von welchem Standpunkt aus die STS argumentieren. Sie nehmen eine externe Perspektive ein, indem sie versuchen, „taken-for-granted“-Wahrheiten innerhalb der Wissenschaft zu dekonstruieren. Wissen wird so fluide und ist weder wahr noch falsch. Akteure sind an der Konstruktion von Wissen beteiligt. Dadurch ist die Betrachtungsweise der STS eine maßgeblich andere als die der Systemtheorie. Denn so gehen die STS eben gerade nicht von der Emergenz in sich geschlossener, selbstreferenzieller Systeme aus, sondern von der Konstruktion dessen, was Wissenschaft im Gegensatz zu anderen Bereichen ausmacht. Das besondere Augenmerk in diesem Abschnitt lag auf der Konstruktion von Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Diese Grenzarbeit „in the making“ ist motiviert von dem Bestreben, wissenschaftliche Autorität gegen äußere Einflüsse zu sichern. Während für die Systemtheorie Aussagen von Polanyi oder Merton Selbstbeschreibungen des Systems Wissenschaft darstellen, sind sie für Gieryn Musterbeispiele für Grenzbeziehungen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft.

Gieryns Perspektive auf Grenzarbeit ist in der Regel eine externe, während Luhmann im Rahmen der Systemtheorie Selbstbeschreibungen als rein internen Vorgang begreift, also als Beschreibungen, die ein System im System selbst über das System anfertigt. Grenzarbeit wird dann an Schnittstellen sichtbar. So wie bei Jasanoff (1995b; 2005; 2004a; 2004c) Kontroversen zwischen Wissenschaft und Politik erst deutlich machen, wie stark sogenanntes „valides“ wissenschaftliches Wissen erst im Zusammenspiel mit Politik erzeugt und verhandelt wird,

sieht Gieryn die Konstruktion von Wissenschaft als ein Manöver der Abgrenzung dessen, was Wissenschaft nicht ist. Wir haben im vorhergehenden Abschnitt etwas über die Reflexionen der STS zu dem Begriff der Grundlagenforschung gehört. Dass Luhmann eine andere Betrachtungsweise hat, wird in seinen Arbeiten zu Grundlagenforschung und anwendungsorientierter Forschung deutlich, die die „theoretische[n] und praktische[n] Probleme[n] der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften“ (Luhmann, 1981, S. 321 ff.) reflektieren. Hier geht es Luhmann um die Kopplungen zwischen Wissenschafts- und Anwendungssystemen wie Politik- oder Erziehungssystemen. Anwendung von sozialwissenschaftlichem Wissen erscheint hier in einer Trias mit Grundlagenforschung als Reflexion eines Systems, das als „wissenschaftlich“ anerkannt wird, und mit den methodischen Instrumenten, auf die hin eine Aussage unter dem Gesichtspunkt von „wahr/unwahr“ geprüft werden kann und somit unter die Funktion von Wissenschaft fällt. Die Anwendbarkeit von Wissen fällt letztlich in den Bereich der Leistung eines Systems, das eine Konvertibilität von Wahrheit in andere Medien voraussetzt (Luhmann, 1981, S. 324). Hier, so Luhmann, zeigt sich, dass „in der Systemtheorie alles seinen Platz findet“ (Luhmann, 1981, S. 325). Aufgrund der hohen Ausdifferenzierung der Systeme und der komplexen Integration unterschiedlicher Systemlogiken ist Wissenschaft „nicht nur ökonomisch, sie ist auch politisch ein Defizit-Unternehmen“ (Luhmann, 1981, S. 331).

Deutlich wird, wie stark Luhmann zwischen Systemen und ihren einzelnen Relationierungsmodi trennt und letzteren Begrifflichkeiten wie Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung zuordnet. Zwar lassen diese Operationen Kopplungen zwischen den Systemen zu, Grundlagenforschung ist jedoch rein selbstreferenziell. Boundary work ist dagegen nicht selbstreferenziell, sondern gerade fremdreferenziell, hat also das Ziel, die Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft in strategischer Hinsicht zu beeinflussen.

So eingängig das Konzept der Grenzarbeit auch ist, es bleiben doch entscheidende Fragen offen: Ist Grenzarbeit wirklich immer strategisch motiviert? Müsste es dann nicht noch weitere Typen von Grenzarbeit neben der strategischen Grenzarbeit geben? Hier zeigt sich auch ein Unterschied zwischen Gieryns Ansatz und Calverts Ausführungen: Denn nach Calvert hatte Grenzarbeit zudem einen hohen Stellenwert in den Selbstbeschreibungen „to retain the meaningful values they attach to ‚basic research‘“ (Calvert, 2006, S. 218). Strategische Grenzziehung wird nun zu einer Selbstbeschreibung, die nicht nur mit Ideologie, sondern ebenso mit Identität zu tun hat. Insofern wird Grenzarbeit wieder selbstreferenziell.

Obwohl Gieryn bereits zwischen drei Formen von Grenzarbeit unterscheidet, fehlt auch hier die feinere Körnung (Mulkay, 1976). Zudem stellt sich die Frage: Gibt es spezifische Grenzarbeit in spezifischen Disziplinen? Wie man das Konzept der Grenzarbeit auf die Sozialwissenschaften anwenden kann, soll deshalb im folgenden Abschnitt beschrieben werden.

Grenzen und die Sozialwissenschaften

Sozialwissenschaften und STS

Im vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, dass sich Grenzarbeit oft in rhetorischer Grenzarbeit zeigt. Inwieweit jedoch diese spezifischen Konzepte auch für die Sozialwissenschaften gelten, soll in diesem Abschnitt erläutert werden. Zunächst ist zu konstatieren, dass die Science and Technology Studies seit jeher ein ambivalentes Verhältnis zu den Sozialwissenschaften haben. Denn so häufig das bereits erläuterte Reflexivitätspostulat (Bloor, 1991[1976]) für die Sozialwissenschaften erhoben wurde, so wenig wurde es letztlich innerhalb der STS konsequent realisiert.

In den STS dominieren Ansätze, die sich mit den Naturwissenschaften und deren Wissensproduktion beschäftigen. Die Gründe, warum sich die Science and Technology Studies bislang kaum mit den Sozialwissenschaften auseinandergesetzt haben, sind divers. So mag es sein, dass die Kritik an der Produktion von Fakten und Artefakten im Sinne von „taken-for-granted realities“ für die Sozialwissenschaften wesentlich offensichtlicher ist als für die Naturwissenschaften. So heißt es ja auch „Science and Technology Studies“, wobei der Ausdruck „science“ im Englischen eindeutig die Naturwissenschaften adressiert und eben nicht die „social sciences“. Die Produktion vermeintlich wahren Wissens durch rationale Erkenntnis wurde in der Wissenschaftsphilosophie und Erkenntnistheorie historisch insbesondere den Naturwissenschaften zugeschrieben (Ritsert, 2009, S. 291 f.). Und genau gegen diese Vorstellungen wandte sich ja der Sozialkonstruktivismus (wir erinnern uns an Bloors Symmetriethese).

Dennoch heißt das nicht, dass eine Untersuchung der Sozialwissenschaften von geringerem Interesse ist, ganz im Gegenteil. Denn gerade die Konstruktion von sozialwissenschaftlichen Fakten ist, wegen ihres sogenannten „vorparadigmatischen“ oder „präparadigmatischen“ (Kuhn, 2003[1962], S. 190) Status, besonders interessant.⁴⁵ Wobei ja auch bei Kuhn (2003[1962]) wiederum essenziellistische Begrifflichkeiten von paradigmatischer, reifer Normalwissenschaft und

45 Siehe auch Kuhn, 2003[1962], S. 25–36, insbesondere Seite 30 und 35.

vorparadigmatischer Wissenschaft verwendet werden, die es zu dekonstruieren gilt.

Das Interesse an einer „sociology of the social sciences“ oder einer Wissenschaftsforschung der Sozialwissenschaften hat in den letzten Jahren zugenommen. Natürlich könnte man sich fragen, weshalb die Sozialwissenschaften überhaupt einer gesonderten Aufmerksamkeit bedürfen – es läge ja schon Grenzarbeit zwischen Natur- und Sozialwissenschaften vor, wenn man sich diese Frage stellt. Hier geht es jedoch nicht darum, die These aufzustellen, dass sich Natur- und Sozialwissenschaften grundlegend unterscheiden. Es soll zunächst ausgelotet werden, was Grenzarbeit in den Sozialwissenschaften bedeuten kann und welche Hinweise die STS zur Analyse dieser Grenzen geben. Denn mindestens die eigene Zugehörigkeit zu der Disziplin, die in dieser Arbeit untersucht wird, erfordert eine Reflexion dessen, was dies aus Sicht der STS bedeutet.

Lamont, Camic und Gross (2011) haben Prinzipien der klassischen STS auf die Sozial- wie auch die Geisteswissenschaften angewandt. Nicht überraschend heißt ihr Sammelband „Social Knowledge in the Making“ (Lamont et al., 2011). Sie schreiben:

„What any of these people do in the course of the production, evaluation, and application of the forms of social knowledge with which they deal is a topic that has, to this point in time, received relatively little empirical attention in the literature of the social sciences and the humanities. Many social scientists and humanists spend their entire professional lives creating social knowledge, but only sporadically have questions as to how this process occurs become the focus of systematic research in their own right. To be sure, all the disciplines that make up the social sciences and the humanities have a rich prescriptive literature on knowledge making, a vast storehouse of how-to manuals and other writings covering basic and advanced methods of research. Historically, however, none of these disciplines has placed social knowledge making among its primary subjects of empirical research.“ (Lamont et al., 2011, S. 4)

Lamont Camic und Gross stellen fest, dass sich die Literatur zwar mit Methoden der Wissensgenerierung beschäftigt. Jedoch fehle die empirische Auseinandersetzung damit, wie Wissenspraktiken ausgeübt werden. Ihr Sammelband enthält deshalb Fallstudien, die unterschiedliche Bereiche der Sozial- und Geisteswissenschaften auf ihre evaluativen Praktiken wie auch ihre Wissensgenerierung hin untersuchen. Diese werden aber nicht von einer kongruenten theoretischen oder konzeptionellen Perspektive umrahmt, das Buch ist eher programmatisch zu verstehen. Das bringt deutlich zum Ausdruck, dass das Feld einer STS der Sozialwissenschaften – trotz wachsenden Interesses – bislang noch wenig konzeptuell

und theoretisch unterfüttert ist. Dennoch wäre es falsch anzunehmen, dass die konstruktivistische Wissenschaftsforschung bislang keine Angebote für eine STS der social sciences hätte.

Boundary work und die Sozialwissenschaften

Es gibt wenige Untersuchungen, die sich auf Grenzarbeit in den Sozialwissenschaften beziehen (Evans, 2008; Gaziano, 1996; Gieryn, 1999; Fuller, 1991; Gal et al., 1995). So untersucht Evans (2008) die Entwicklung der amerikanischen Soziologie und deren Grenzziehungen zur Religion. Gieryn (1999) stellt in einem Aufsatz die Grenzarbeit zwischen Sozial- und Naturwissenschaften dar. Deutlich wird in beiden Analysen, wie Grenzarbeit strategisch genutzt wurde, um wissenschaftliche Autorität zu erlangen und finanzielle Mittel einzuwerben.

Evans (2008) beschreibt, wie die frühe amerikanische Soziologie sich radikal von der Religion abgrenzte, um wissenschaftlich glaubwürdig zu werden. Ihr ging es darum, sich von den religiös geprägten Strängen der (Bacon'schen) Wissenschaft abzuheben und sich als positivistische Soziologie darzustellen. Grenzarbeit geschieht hier dadurch, dass bestimmt wird, was das inner- und was das außersoziologische Publikum ist. Als „boundary object“ (Star et al., 1989) fungierte das in Chicago herausgegebene „American Journal of Sociology“, das explizit dafür gedacht war, die Soziologie als Wissenschaft innerhalb der akademischen Landschaft zu etablieren und damit ungewollte Teilnehmer der Soziologie auszuschließen. „The journal would be charged with ‚discrediting pseudo sociology [...] indispensable to all thinkers whatever their professional position or special social interest‘“ (Evans, 2008, S. 17). Die Etablierung einer Rhetorik, die Religion gegen Wissenschaft stellte, war hier besonders wichtig: Akteure griffen auf historische und zeitgenössische Debatten zurück, um sich nicht nur als Alternative zu anderen wissenschaftlichen Zugängen zu etablieren. Die Soziologie bot in diesem Zusammenhang zudem einen „wissenschaftlich höherwertigen“ Gegenentwurf zu religiös geprägten Bewegungen, welche ähnliche Projekte verfolgten. Im Gegensatz zur frühen deutschen Soziologie, hat die Soziologie in den USA ihren Gegenstand nicht nur von einem disziplinär vororganisierten Feld abgegrenzt, sondern auch von religiösen Strömungen.

Inwieweit die Sozialwissenschaften ihre Stellung in einem Feld stärken wollten, das bereits von den Naturwissenschaften vororganisiert war, demonstriert Gieryn (1999), indem er die historische Debatte der „National Science Foundation“ (NSF) der 1940er- und 1960er-Jahre rekonstruiert. Die Frage war, ob Sozialwissenschaften als Grundlagenwissenschaft in die Förderrichtlinien aufge-

nommen werden sollten.⁴⁶ Die Sozialwissenschaften hatten während der „great depression“ einen erheblichen Beitrag zur Lösung drängender Fragen der Arbeitsbekämpfung wie auch der Arbeitslosigkeit geleistet. Wissenschaftspolitisch galten die Sozialwissenschaften als eine wichtige Ressource, um die Gesellschaft mittels technokratischen Problemmanagements aus der Krise zu manövrieren. Damit konnten sie sich erfolgreich politisch konsolidieren, was überwiegend durch die Gründung des Social Science Research Council (SSRC) in den 1920er Jahren geschah, der darauf ausgelegt war, politisch relevantes Wissen zu erzeugen (Calhoun, 2007). Die Gründung des SSRC erzeugte zwar politisch „both authority and legitimacy“ (Turner et al., 1990, S. 55). Trotzdem waren die Sozialwissenschaften noch nicht wie die Naturwissenschaften im Sinne einer „science“ berechtigt, NSF-Fördermittel für die Grundlagenforschung zu erhalten. Um dies zu erreichen, mussten sie sich nicht nur politische Autorität verschaffen, sondern auch wissenschaftliche, denn Grundlagenforschung avancierte zu einem machtvollen Konzept innerhalb der Wissenschaftsförderung (Gieryn, 1999).⁴⁷

Gieryn führt aus, inwieweit innerhalb des NSF versucht wurde, den Sozialwissenschaften mithilfe einer „rhetoric of similarity“ bzw. einer „rhetoric of difference“ den Rang einer „science“ zu verschaffen bzw. zu verwehren: „The choice between a ‚rhetoric of similarity‘ and a ‚rhetoric of difference‘ is permanently available for those disciplines seeking patronage, credibility, or epistemic authority and for those seeking to deny such advantages to others.“ (Gieryn, 1999, S. 112)

Die rhetoric of similarity zeichnete sich durch eine Nivellierung von Sozial- und Naturwissenschaften aus, und zwar mit dem Argument, dass jegliche disziplinäre Unterscheidung künstlich herbeigeführt wäre. So begegnete sie Einwänden, die die Sozialwissenschaften als politischer als die Naturwissenschaften beschrieben. Im Gegenteil würden auch die Naturwissenschaften an sehr brisanten Themen (bspw. Gesundheitsschäden durch das Rauchen oder Fahrsicherheit) forschen und hätten deshalb ebenso zwischen dem objektiven Blick der Wissenschaft und den persönlichen politischen Einstellungen der Forschenden zu tren-

46 Anders als im deutschen Sprachgebrauch trennt der angloamerikanische Raum strikt zwischen „Science“, den Naturwissenschaften, und den „Humanities“, den Geisteswissenschaften.

47 In den 1940er-Jahren war es Vannevar Bush, der mit seinem programmatischen Papier „Science: The Endless Frontier“ (Bush, 1960) wahrscheinlich eine der erfolgreichsten Grenzarbeiten vorgenommen hat, nach der nur absichtslose Grundlagenforschung zu erfolgreichen Anwendungen und Prosperität führen konnte. Einen schönen Überblick und auch eine kritische Reflexion zu dem Thema bietet Stokes, 1997.

nen. Dementsprechend verfügten die Sozialwissenschaften über eine ähnliche Methodologie wie die Naturwissenschaften: „reliable and trustworthy, objective and fairly precise“ (Gieryn, 1999, S. 82). Zudem wurde eine Rhetorik der Komplementarität von Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften bemüht: „physical science develops things/social science figures out what to do with them.“ (Gieryn, 1999, S. 77)

Die „rhetoric of difference“ hingegen hinterfragte die wissenschaftliche Autorität der Sozialwissenschaften, indem sie darlegte, dass diese keinesfalls eine Einheit mit den Naturwissenschaften bilden. Das Argument der Gegenseite, dass die Naturwissenschaften ebenso politisch wären wie die Sozialwissenschaften, wurde nicht akzeptiert. Vielmehr liefen die Naturwissenschaften Gefahr, durch die politisch eingefärbte Herangehensweise der Sozialwissenschaften kompromittiert zu werden, würden sie ihre Förderung aus denselben Töpfen erhalten. Denn die Forschungsthemen der Sozialwissenschaften in den 1950er-Jahren, die ethnische Zugehörigkeit, Religion oder Ideologie umfassten, waren so eminent politisch, dass sie eine staatliche Grundlagenförderung fast unmöglich machten. Auch methodologisch wurde darauf gesetzt, Differenz zu erzeugen: So würden die Sozialwissenschaften weder über objektive Methoden noch über prognostische Fähigkeiten verfügen, ihr Wissen wäre vielmehr nicht zu unterscheiden von „common sense“.

Die rhetorische Strategie war geprägt von zwei unterschiedlichen Argumentationssträngen: Auf der einen Seite wurden die Sozialwissenschaften als so einflussreich dargestellt, dass sie in der Lage wären, die öffentliche und politische Meinung permanent zu manipulieren: „one individual or group of individuals telling another group how they should live“ (Gieryn, 1999, S. 97). Deshalb wäre eine staatliche Förderung schon fast gesellschaftsgefährdend. Auf der anderen Seite wurde die Reichweite ihres Wissens derart diskreditiert, dass sie aus dieser Sicht nicht fähig seien, einen nennenswerten Beitrag zu irgendeiner Debatte zu leisten. Kurzum: Mit diesen Charakteristika seien sie alles andere als geeignet, Mittel aus der staatlichen Grundlagenförderung zu beziehen.

Die Sozialwissenschaften hatten es somit schwer, eine Förderung der Grundlagenforschung zu beziehen. Ihr Referenzpunkt waren die Naturwissenschaften, deren „Erfolge“ und Methoden. Dies führte unter anderem dazu, dass die Sozialwissenschaften sich zunehmend als Stiefkind der Naturwissenschaften sahen. Genau diese Rolle bewog in den 1960er-Jahren einige zu einer anderen Taktik. Unter dem Motto „No Longer the Stepchild“ (Gieryn, 1999, S. 109) wurden ähnliche Argumente hervorgebracht wie in der „rhetoric of difference“. Die Strategie dahinter war, die Sozialwissenschaften als Fach dazustellen, das mit seinen Themen und Methoden sowie seiner Herangehensweise einen Wert in sich dar-

stellt, den man nicht mit den Naturwissenschaften vergleichen müsse. Das Ziel war, innerhalb des NSF eine eigene Sparte für die Sozialwissenschaften zu entwickeln und damit auch über eigene Ressourcen zu verfügen: die National Foundation for Social Science (NFSS). Hier wurden ähnliche Argumente vorgebracht wie einst von denjenigen, die sich dagegen ausgesprochen hatten, die Sozialwissenschaften in den NSF zu integrieren. Die Grenzarbeit stellte sich jedoch in diesem Zusammenhang wesentlich wohlwollender auf die Seite der Sozialwissenschaften. Sie würden „alternative Methoden“ zu den Naturwissenschaften produzieren und die politisch aufgeladenen Themen seien positiv für die politische Debatte und deren Wert für die Gesellschaft – denn was wären das für Themen, wenn sich niemand ernsthaft dafür interessieren würde?

Gieryns Ausführungen zeigen, dass alle Seiten methodologische und ontologische Argumente nutzten, um die Sozialwissenschaften entweder von den Naturwissenschaften abzugrenzen oder die Gemeinsamkeiten der beiden hervorzuheben (Gieryn, 1999, S. 94). Ausschlaggebend für die Argumentation waren die Interessen, Gelegenheitsstrukturen und die jeweilige historische Epoche, in der sich bestimmte Debatten abspielten. Es ging im Kern um das Ansehen und die finanziellen Ressourcen für die jeweiligen Disziplinen. Gieryns Ausführungen lassen erkennen, dass die Sozialwissenschaften historisch gesehen immer größeren Legitimierungsbedarf als die Naturwissenschaften hatten und als weniger „wissenschaftlich“ galten und gelten (Kuhn, 2003[1962]; Becher, 1989). Grenzarbeit war und ist in dieser Hinsicht relevant, da schnell der Vorwurf im Raum steht, eine politisch motivierte Wissenschaft zu sein, die sich vor eben diesem Vorwurf nur mit der Produktion von „objektiven Daten“ schützen kann (Porter, 1995). Die Naturwissenschaften stellen meist den Referenzpunkt dar.

Weitere Beiträge aus der Literatur beschäftigt nicht nur die Frage der Grenzbeziehungen, sondern auch die Analyse verschwimmender Grenzen. Im Fokus steht dabei insbesondere der Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Sozialwissenschaften und des modernen Staates bzw. der Demokratie (Porter, 1995; Desroisères, 1994; Scott, 1998; Nowotny, 1994; Ezrahi, 1990; Prewitt, 2005; Wagner et al., 1994; Rueschemeyer et al., 1996; Reinecke et al., 2012). In diesen Beiträgen wird die These einer Co-Produktion (Jasanoff, 2004b) oder Co-Evolution (Nowotny et al., 2001) von Sozialwissenschaften und Staat aufgestellt: So sei einerseits das Entstehen objektifizierbarer sozialwissenschaftlicher „Fakten“ über Gesellschaft von besonderer Bedeutung für die Staatsentwicklung gewesen. Andererseits sei die Nachfrage eben dieser Fakten in Form von Statistiken eine der Triebfedern gewesen für das Entstehen und die Stabilisierung der Sozialwissenschaften (Porter, 1995; Desroisères, 1994). Die Konstruktion von Variablen und Taxonomien, die letztlich „techniques of objectification“ (Des-

roisères, 1994, S. 213) darstellen, erzeuge wechselseitige Autorität für die Sozialwissenschaften wie auch staatliche Autorität.

Wagner (1990; Wagner et al., 1994) interessiert sich insbesondere für Diskurskoalitionen als eine Form der Co-Produktion. Als Diskurskoalitionen bezeichnet er „Phasen besonders intensiver Interaktion zwischen Akteuren aus dem wissenschaftlichen und solchen aus dem politischen Feld“ (Wagner, 1990, S. 55). In solchen Diskurskoalitionen können wissenschaftliche und politische Argumente einander verstärken und legitimieren. Sozialwissenschaften und Staat erweisen sich deshalb als „kognitiv affin“. Der Begriff der Diskurskoalition zeichnet sich also durch einen doppelten Charakter aus: Einerseits können die Sozialwissenschaften durch ihre Interpretationsleistung politische Diskurse im Feld unterstützen und stabilisieren. Andererseits kann die Politik eine „externe“ Stärkung im wissenschaftlichen Feld erwirken, indem sie bestimmte sozialwissenschaftliche Diskurse fördert (Wagner, 1990, S. 55).

2.2.4 Zwischenfazit

In diesem Abschnitt wurde dargelegt, welchen grundlegenden Ansatz die Science and Technology Studies in Kontrast zur Systemtheorie verfolgen. Der Fokus lag dabei insbesondere auf der Rolle von Grenzziehungen im Allgemeinen und im Besonderen in den Sozialwissenschaften. Die STS machen hilfreiche Vorschläge, um Grenzziehungen zu untersuchen. Ihr grundlegender Standpunkt ist, dass Grenzen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft permanent konstruiert und rekonstruiert werden. Dabei wird Grenzarbeit überwiegend als Autoritätsarbeit verstanden. Es wurde deutlich, dass diverse Konzepte mobilisiert wurden, um sich rhetorisch abzugrenzen. Diese Konzepte können unter anderem spezifische Normen und Werte der Wissenschaft beinhalten, um Letztere von Nicht-Wissenschaft zu unterscheiden. Aus dieser Perspektive sind die Sozialwissenschaften kein System, sondern ein Narrativ, sie werden in einem „cultural space“ erst rhetorisch konstruiert (Gieryn, 1999, S. 71). Dieser impliziert meist eine moral economy. So haben wir gesehen, dass das Konzept der Objektivität beispielsweise auch Bezüge zu Selbst- und Arbeitsdisziplin wie auch der eigenen Zurückhaltung aufweist.

Grenzarbeit hat in den Sozialwissenschaften einen besonderen Stellenwert. Sie haben laut STS einen höheren Legitimierungsbedarf als die Naturwissenschaften, die meist die Referenz für die Sozialwissenschaften darstellen. Die Sozialwissenschaften waren konstitutiv dafür, ein Bild von einem modernen Staat und dessen Autorität mit aufzubauen. Das bedeutet jedoch auch, dass gerade die Grenzziehung dieser vermeintlich „weichen“ Disziplinen auf besondere Weise

wichtig ist, um sich wissenschaftliche Anerkennung zu sichern. Dies geschah über die Darstellung der „Objektivität“ der Sozialwissenschaften durch harte Zahlen und Fakten über die Gesellschaft.

Die STS haben ein ähnliches Problem wie die Systemtheorie: Auch sie müssen in ihrer Analyse zwangsläufig zwischen dem unterscheiden, was Wissenschaft ist und was Nicht-Wissenschaft (bspw. Staat, Nicht-Regierungsorganisationen, Religion etc.), also selbst Grenzen ziehen. Auch stellt sich wie bei der Systemtheorie die Frage, aus welcher Perspektive man eigentlich etwas über seinen Gegenstand wissen kann. In der Erkenntnistheorie nennt sich dieses „altbekannte“ Problem kognitives Bezugsproblem. Denn so konstruktivistisch wir auch sein mögen – wir beziehen uns doch mit unserem Denken auf uns bekannte Vollzugsformen und mit unserer Sprache auf uns bekannte Themen. Dies wird in der Erkenntnisphilosophie als linguistisches und kognitives Bezugsproblem markiert (Ritsert, 2009, S. 287). So wird die Welt natürlich auch in den Kategorien gedacht und beschrieben, die den Forschenden bekannt sind – sie können nicht aus sich heraustreten.

Genau dieses epistemologische Grundproblem der Erkenntnis haben wir bereits in unterschiedlichen Debatten der Soziologie wiedergefunden. Hier wurden Fragen diskutiert, die sich auf die Position der Forschenden und ihre Haltung zur Welt richteten (wie beispielsweise Max Weber mit seiner Aussage zur Wertgebundenheit der Forschung klargemacht hat). Davon sind natürlich auch die STS nicht ausgenommen. Denn auch sie können prinzipiell keinen Außenstandpunkt einnehmen, was in letzter Konsequenz ein Problem der Referenz darstellt. So müssten auch die STS eine dritte Stellung anbieten, wie sie auf die Welt, auf die darin vorkommenden Objekte schauen.

Bei Luhmann ergaben sich zwei Probleme der Referenz. Das erste war das Problem der Selbstreferenz. Denn auch das, was Luhmann letztlich anfertigt, ist eine Selbstbeschreibung. Zudem kann auch der Beobachter sich nicht selbst beobachten. Die Operation der Beobachtung selbst ist also nicht beobachtbar (Luhmann, 1993). Luhmanns Antwort darauf kennen wir: Er plädiert dafür, dass sich die soziologische Theorie (!) radikal auf ein Beobachtungsverhältnis zweiter Ordnung umstellt, um damit ihre eigene Sozialität reflektieren zu können (Luhmann, 1993, S. 258). Auch hier zeigt sich, wie gering der Stellenwert ist, den er in seiner Theoriebildung dem „Beobachter“ als Person einräumt. Eine solche Theorie würde ein Höchstmaß an gesellschaftlicher Resonanz anstreben und keine abbildende oder repräsentierende Funktion mehr erfüllen. Sie würde, nach Luhmann, keine vorgegebenen „natürlichen“ Gegenstände mehr akzeptieren, sondern diese wie auch ihre Methode selbst konstruieren sowie ihre eigene Sprache dafür finden. Eine solche Soziologie würde „sich selbstdisziplinierende Be-

obachtungsmöglichkeiten [freisetzen], die nicht an die im Alltag oder in den Funktionssystemen eingeübten Beschränkungen gebunden sind“ (Luhmann, 1993, S. 259).

Jedoch scheint es bei Luhmann bei erkenntnistheoretischen Überlegungen zu bleiben, denn es bleibt unklar, wie eine solche Soziologie zu realisieren ist – wie also letztlich aus einer Position der Beobachtung radikaler zweiter Ordnung eine dritte Position entstehen kann, die sich von allen Einschränkungen der Funktionssysteme oder des Alltags emanzipiert. Dennoch scheint es schon fast in eine Richtung zu gehen, die auch die STS für sich in Anspruch nehmen. Auch sie fordern, alternative Ausdrucksformen zu finden, um existierende Sprachkonventionen zu überwinden. Sie gehen in diesem Zusammenhang von der „Inversion“ aus. Das bedeutet, dass Objekte nicht als „wahr“ anerkannt werden, sondern dass ihre Repräsentation das Objekt selbst konstituiert: „Inversion asks that we consider representation as *preceding* the represented object“ (Woolgar, 1988, S. 36, Hervorhebung im Original). Offen bleibt hier die Frage, wie die STS selbst diese Praktiken der Erkenntnisproduktion dekonstruieren wollen, folgen sie doch selber wiederum einem gewissen Schema in der Erkenntnisproduktion, das auf Selektion und Diskurs beruht. Neben der Entwicklung einer neuen Sprache ist die Antwort der STS darauf eine methodische: Die reflexive Ethnografie soll eine Außenposition konstruieren und diejenigen, die sie beobachtet, als „Stamm“ ansehen. Die hier geäußerte Position Woolgars (1988) hat innerhalb der Soziologie harsche Kritik auf sich gezogen. So ist es gerade die Systemtheorie, die die STS schalt, dass sie Wissenschaft auf ihren Alltag reduziert und „naiv empiristisch“ (Kieserling, 2004, S. 10) vorgehen würde, da sie ihre eigenen Beobachtungen mit Fotografien oder Ähnlichem absichern würden.

Trotz aller Gegensätze können die beiden Positionen voneinander profitieren und im Sinne einer Fundierung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie im folgenden Kapitel ausformuliert werden. Denn gerade die Verbindung von STS und Systemtheorie, die in gewisser Weise konträr zueinander stehen, erlaubt es, theoretische wie methodische Konsequenzen für die Arbeit abzuleiten. So soll im folgenden Kapitel einerseits die Frage nach der Selbstreferenz der Systemtheorie genauer beleuchtet werden. Andererseits kann uns die Systemtheorie in der weiteren Reflexion helfen, die Soziologie nicht als eine Disziplin unter vielen, als ohne spezifische Merkmale zu begreifen und nichts weiter als eine Einzelfallstudie in der Soziologie zu sehen. Einen besonderen Stellenwert soll die Frage einnehmen, ob die Konstruktion von Außenpositionen möglich ist. Denn bei dieser Arbeit stehen wir vor der schwierigen Aufgabe, selbst eine distanzierte Haltung zur eigenen Disziplin zu entwickeln. Es ist in diesem Fall jedoch umso schwieriger eine Außenposition zu konstruieren, gehört man doch

selbst diesem „Stamm“ in gewisser Weise an. Zudem stellt sich die Frage, ob man eine andere Sprache für die Beschreibung der Soziologie finden kann als die Sprache der Soziologie selbst.

2.3 THEORETISCHE KONSEQUENZEN

Aus diesen Ausführungen ergibt sich eine Reihe von Konsequenzen für die weitere Arbeit. Zunächst werden hier die theoretischen Implikationen dargestellt. Was ergibt sich für die weitere Untersuchung von Grenzen zwischen der Soziologie und ihrem Untersuchungsgegenstand? Welche theoretischen Schlussfolgerungen lassen sich aus den Kapiteln 2.1 und 2.2 ziehen? Wie aus den vorhergehenden Abschnitten deutlich geworden ist, haben beide Ansätze, die Systemtheorie wie auch die STS, spezifische Vorstellungen von Grenzen und Grenzbestimmungen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Zudem hat sich gezeigt, dass jeder Ansatz für sich auch gewisse Limitierungen aufweist. Deshalb werden in diesem Kapitel die beiden Ansätze in ihren Konvergenzen und Divergenzen reflektiert. Außerdem wird in Hinblick auf die Forschungsfrage der theoretische Ansatz spezifiziert, mit dem weitergearbeitet werden soll. In einem nächsten Schritt ergeben sich auch methodologische Konsequenzen: Was sagt das theoretische Konzept für die weitere empirische Bearbeitung der Fragestellung aus?

2.3.1 Konvergenzen und Divergenzen zwischen Selbstbeschreibungen und Grenzarbeit

Um sich nicht von vornherein auf eine epistemologische Perspektive festzulegen, wurden zwei unterschiedliche Theoriestränge eingebracht. Denn so geeignet das Konzept der Selbstbeschreibungen auf den ersten Blick erscheinen mag, so wichtig ist es dennoch, die theoretischen und epistemologischen Konsequenzen zu reflektieren, die mit der Übernahme einer solchen Perspektive einhergehen. Deshalb wurde eine zweite Sichtweise hinzugezogen, die der Systemtheorie zunächst wenig verwandt erscheint: die der Science and Technology Studies, vornehmlich das Konzept der boundary work von Gieryn (1983; 1995; 1999). Der Vergleich der beiden Zugänge erlaubt eine kritische Reflexion derselben. Wir haben bereits im vorhergehenden Zwischenfazit einiges über die epistemologischen Grundlagen der Systemtheorie im Vergleich zu den STS erfahren. Im weiteren Schritt sollen Konvergenzen und Divergenzen zwischen Systemtheorie und den STS, insbesondere dem Konzept der boundary work, erläutert werden.